Heute auf Seite 3: Deutsche Sehnsucht nach Einheit bleibt

Das Ostpreußenblatt
UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
Jahrgang 29 — Folge 3 Parkallee 84, 2000 Hamburg 13/21. Januar 1978 C 5524 C

Sterben für Danzig?

Bittere Erkenntnis: Bis heute hat Europa weder Ruhe noch Sicherheit finden können

H. W. — Im winterlichen Nebel standen sie vor der endlosen Phalanx weißer Kreuze — Mahnmale des Opfertodes amerikanischer Soldaten, die in jenen Junitagen des Jahres 1944 bei der Anlandung der alliierten Truppen, der Engländer und der Amerikaner, in der Normandie gefallen sind. Die Präsidenten der Vereinigten Staaten und Frankreichs erwiesen diesen Toten die Ehre und riefen zugleich die Erinnerung wach an jenes furchtbare Geschehen des Zweiten Weltkrieges, der seinerseits nicht denkbar ist ohne seinen Vorläufer in den Jahren 1914—1918 und nicht zuletzt in der Nichteinhaltung jener Punkte, mit denen der damalige Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Wilson, zur Einstellung der Feindseligkeiten beitragen wollte.

In jenen Punkten Wilsons war die „Regelung aller Fragen, sowohl der Gebietswie der Souveränitätsfragen, der wirtschaftlichen Vereinbarungen und politischen Regelung durch das Volk, das unmittelbar davon betroffen ist, und nicht auf der Grundlage des materiellen Interesses oder Vorteils irgendeines Volkes, das eine andere Regelung zur Ausbreitung seines Einflusses oder seiner Herrschaft wünscht", vorgesehen.

Bereits während der Versailler Verhandlungen hat der britische Premier Lloyd George erklärt, England habe niemals daran gedacht, „Polen eine Provinz zu geben, die seit 900 Jahren nicht mehr polnisch gewesen ist..." Noch 1930 bezeichnete der sozialdemokratische preußische Ministerpräsident Otto Braun in Königsberg die Trennung Ostpreußens vom Reich... „als ein Unrecht, daß Deutschland „niemals als berechtigt anerkennen werde".

Ursache oder Vorwand?

Schon der französische Oberkommandierende im Ersten Weltkrieg, Marschall Foch, hat Danzig als den Punkt bezeichnet, an dem sich der nächste Weltkrieg entzünden werde und in der Tat wären Voraussetzungen für das grauenhafte Geschehen des Zweiten Weltkrieges nicht gegeben gewesen, wenn in Versailles die Vernunft und das Selbstbestimmungsrecht Anwendung gefunden hätten, und ohne Versailles wäre aller Wahrscheinlichkeit nach Hitlers Aufkommen in Deutschland unmöglich gewesen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Hitler den Versailler Vertrag revidieren wollte. Hierzu gehörten hinsichtlich der Bereinigung der Ostfragen die Rückgabe der Stadt Danzig an das Reich gemäß den Waffenstillstandsbedingungen von 1918, wobei Polen ein freier Zugang zum Meer gewährleistet werden sollte und ferner eine außerhoheitliche, d. h. exterritoriale Verkehrsverbindung zwischen Ostpreußen und dem Reich.

In den entscheidenden Augusttagen des Jahres 1938 war dieses Gespräch nicht mehr möglich. Polen vertraute der von England erhaltenen Garantie und Hitler benutzte die ihm von Stalin gewährte Rückendeckung, um mit militärischen Operationen gegen Polen den Zweiten Weltkrieg einzuleiten und jene Entwicklung auszulösen, von der Historiker heute bereits der Meinung sind, daß Polen nur ein Vorwand war und es der Anti-Hitler-Koalition letztlich nicht um Danzig, sondern darum ging, das politisch, wirtschaftlich und militärisch wiedererstarkte Reich niederzuringen, wobei zum heiligen Krieg gegen die Hitler-Tyrannei aufgerufen werden konnte.

Das doppelte Kriegsziel wurde erreicht: Hitler und der Nationalsozialismus versanken in den Trümmern der deutschen Städte, das Deutsche Reich als Großmacht in Europa wurde ausgeschaltet. Doch das proklamierte Ziel der Freiheit wurde nicht erreicht: Europa wurde, jedenfalls was Ost- und Südeuropa und auch Mitteldeutschland angeht, unter die Botmäßigkeit der Sowjetmacht gebracht, die damit zum eigentlichen Sieger des Zweiten Weltkrieges wurde. Rußland, einst eine europäische Randmacht, wurde zur beherrschenden Macht dieses Kontinents und die Vereinigten Staaten, einst die Verbündeten Stalins im Kampf gegen Hitler-Deutschland, sehen sich heute vor der schwierigen Situation, wenigstens einem Teil Europas seine Freiheit zu gewährleisten. Keineswegs nur im Interesse der betroffenen Europäer, sondern im Rahmen der globalen Verteidigungspolitik der Amerikaner, denen es sicherlich nicht gleichgültig sein kann, ob die Sowjets an Fulda und Werra, oder ob sie auch am Atlantik oder bei Gibraltar stehen.

Stellt man die Frage, ob sich das Sterben der Tausende amerikanischer Soldaten, deren ihr Präsident jetzt auf einem Soldatenfriedhof in der Normandie gedachte, ausgezahlt hat, dann wird man der positiven Beantwortung dieser Frage berechtigte Zweifel voranstellen dürfen.

Denn dem Kreuzzug zur Erinnerung der Freiheit, zu dem sie aufgerufen waren, ist nur mehr als bedingter Erfolg beschieden gewesen. Hitler als Gefahr ist zwar gebannt, doch die aus dem Osten drohende Gefahr ist keineswegs ausgeräumt. Militärische Experten haben nachgewiesen, daß die Sowjetunion in einem Maße aufrüstet, die die Fähigkeit zur Selbstverteidigung weit übersteigt, und gerade in diesen Tagen ist bekannt geworden, daß die Sowjetunion allein 300 bis 400 Mittelstreckenraketen des Typs „SS 20" in Stellung gebracht hat und damit über eine Waffe verfügt, mit der über eine Entfernung bis 5000 Kilometer Ziele erreicht werden können. Diese Waffe ist, so haben westliche Militärkreise festgestellt, ausschließlich gegen Westeuropa gerichtet.

Angesichts dieser harten Tatsachen wird man von der Erkenntnis auszugehen haben, daß der Kampf um die Zukunft Europas keineswegs beendet ist. Den Europäern bleibt nur die Hoffnung darauf, daß die USA nicht Fehleinschätzungen unterliegen, die es der Sowjetunion ermöglichen würden, letztlich ihr Ziel — nämlich ganz Europa zu beherrschen — doch noch zu erreichen.



Nachdenklich kniet Amerikas Präsident Carter am Grab eines amerikanischen Soldaten, der im Sommer 1944 in der Normandie gefallen ist. Zwar wurde das Kriegsziel der westlichen Demokratien, Hitler zu vernichten, erreicht, doch dürfte inzwischen in der Sowjetunion ein weit gefährlicherer Gegner erwachsen sein Foto ap

Das Signal per Telefon

Noch am Ende des vergangenen Jahres hat der technische Fortschritt unserer Nation einen guten Dienst erwiesen. Über das Telefon haben Deutsche jenseits von Mauer und Stacheldraht ihr Votum für die Einheit unseres Volkes abgegeben. Das Tübinger Wickert-Institut hatte die Erweiterung des Selbstwählverkehrs mit einem erheblichen Teil der Fernsprechteilnehmer zwischen Ostsee und Thüringer Wald seit Mitte Dezember zu einer Umfrage benutzt. Insgesamt wurden 650 Teilnehmer angerufen, die nach Alter und Beruf als repräsentativer Querschnitt gelten können.

Auf die Frage: „Erich Honecker war gerade in Korea, man hat sich dort für die Wiedervereinigung ausgesprochen. Meinen Sie, was er sagte, sollte für alle geteilten Völker gelten?", gab es diese Antworten: 52 Prozent antworteten direkt und spontan mit Jawohl.

29 Prozent sagten nichts dazu oder machten eine Bemerkung etwa in dem Sinne, man möchte sich zu dieser Frage nicht äußern, aber der Fragesteller könne sich denken, was man meine: Nur 19 Prozent der Befragten gaben eine negative Antwort.

Interessant ist vor allem auch, daß ein spontanes Jawohl von 60 Prozent der Altersgruppe von 18 bis 30 Jahren kam.

Berücksichtigt man die Angst mancher Mitteldeutscher, die ihre direkten oder indirekten Erfahrungen mit dem Spitzelsystem haben, dann kann man getrost davon sprechen, daß rund 80 Prozent der „DDR"-Bürger ganz im Gegensatz zu den Abtrennungsparolen von SED und Regierung sich zu einer Wiedervereinigung Deutschlands bekennen

Während übrigens die Bonner Regierung und die sie tragenden Parteien verlegen ob dieses Bekenntnisses zur deutschen Einheit schwiegen, hat der CDU-Politiker Olaf von Wrangel erklärt: „Dieses Ergebnis ist eine deutliche Absage für die SED-Führung, die Einheit Deutschlands auf den Scheiterhaufen zu werfen."

Wrangel forderte die Bundesregierung auf, Schluß zu machen mit ihren „verbalen Pflichtübungen" und „in ihrer Politik offensiv für die Wiedervereinigung Deutschlands in Freiheit einzutreten".

Der Wickert-Chef teilte auch mit, daß nur drei Prozent der angerufenen Mitteldeutschen sofort jede Antwort abgelehnt haben. „Der überwiegend große Teil, der hat nicht nur die Fragen beantwortet, sondern er hat ganz intensiv diese Fragen beantwortet, wir hatten ganz herzliche Gespräche am Telefon, eigentlich in einer Art und Weise, wie wir sie noch nie kennengelernt haben", sagte Günter Wickert.

Die Umfrage hat sich natürlich nicht auf diese Frage beschränkt, sie bildete sogar nur den Abschluß eines Kataloges, der vor allem auf persönliches Ergehen, auf die Vorbereitungen auf das Weihnachtsfest und die Wünsche für das Jahr 1978 abzielte.

Für das neue Jahr wünschten sich drüben 82 Prozent und hüben bei einer anderen Wickert-Umfrage 80 Prozent Gesundheit. Privater, beruflicher und schulischer Erfolg steht diesseits und jenseits der Zonengrenze an zweiter Stelle mit 11 bzw. 15 Prozent.

Erst an dritter Stelle wünschen sich drüben 9 und 10 Prozent Frieden und keinen Krieg.

Harmonie, Ruhe und Geborgenheit in der Familie stehen ebenfalls bei beiden Umfragen an vierter Stelle mit jeweils acht Prozent.

Haben wir uns auseinandergelebt? Nach diesen Ereignissen muß man optimistisch sein: Der „reale Sozialismus", wie die SED ihr unmenschliches Regime zu etikettieren pflegt, hat die Deutschen drüben nicht grundlegend verändert.

Wir sind und werden bleiben ein einziges Volk! Dieses Signal ist per Telefon zu uns gekommen. **Bert Berlin**



AUS ALLER WELT

Ertl unter Beschuß

Der Vorsitzende der bayerischen FDP, Bundesernährungsminister Josef Ertl, wird in seinem Landesverband auf breiter Front kritisiert, weil er für die Zeit nach der Landtagswahl im Oktober 1978 eine Koalition der FDP mit der CSU für möglich erklärte. Ertl, der als „national-liberal" gilt, soll die Linksorientierung seines Landesverbandes erheblich unterschätzt haben. Die CSU dagegen sieht sich in der Auffassung bestätigt, daß jede Hoffnung auf einen FDP-Wechsel in Bonn für 1980 sinnlos sei, weil die FDP-Basis inzwischen nach „links abgedriftet" ist.

Lockheed als Bumerang?

Nachdem feststeht, daß die im Zusammenhang mit der Lockheed-Affäre gegen den CSU-Vorsitzenden Strauß erhobenen Verdächtigungen jeder Grundlage entbehren, will man innerhalb der CSU-Landesgruppe die Frage prüfen, ob die jahrelangen Diffamierungskampagnen gegen den CSU-Vorsitzenden die Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses rechtfertigen. Dieser Ausschuß soll prüfen, ob hier ein großangelegtes Wahlbetrugsmanöver vorlag und es soll die Verantwortlichkeit des Bundesjustizministers Vogel, dessen Ministerium für die erforderliche Klarheit hätte sorgen können, untersucht werden. In Bonn heißt es, Vogels Verhalten könne einen persönlichen Hintergrund haben, da er der Gegner von Strauß im Wahlkampf gewesen sei.

Der Fall Lutze

In Bonn haben die Untersuchungen im Spionagefall Lutze begonnen. Weil die Koalition Zeugenvernehmungen in geheimen Sitzungen vornehmen will, möchte die Opposition notfalls einen zweiten Untersuchungsausschuß einsetzen, in dem die nicht sicherheitsrelevanten Themen erörtert werden. Regierung und Koalitionsfraktionen sollen ein Interesse an beschleunigter Abwicklung haben, damit der Fall Lutze nicht die Frühjahrswahlkämpfe beeinflussen könne. Die Opposition dagegen will die Personalpolitik der SPD erschöpfend behandelt wissen.

Besorgte Bischöfe

In Kreisen der deutschen Bischofskonferenz sollen mit Besorgnis Anzeichen von marxistischer Indoktrinierung in kirchlichen Organisationen registriert werden. In diesem Zusammenhang nennt man die Bildungsarbeit der katholischen Jugend und der katholischen Arbeitnehmerbewegung. So wurde in das Liederheft der Christlichen Arbeiter-Jugend (CAJ) u. a. die „Internationale" aufgenommen.

Sadats Sorgen

Der ägyptische Präsident, der durch seine Friedensinitiative mit dem Ziel einer Aussöhnung mit Israel die Voraussetzungen dafür schaffen will, daß Afrika nicht in einen kommunistisch-revolutionären Zustand gerät, soll den Eindruck gewonnen haben, der Westen habe seine Mission nicht begriffen. Jedenfalls soll er dem von bundesdeutscher und französischer Seite gegebenen Hinweis, daß an einer Nahostlösung auch die Sowjetunion beteiligt sein müsse, als eine „schallende Ohrfeige" gewertet haben.

Verteidigungsbereitschaft:

Kopfschütteln im Ausland

Unser Staat muß bei seinen Freunden und Feinden eine weitere Prestigeeinbuße hinnehmen

Bonn — Vor dreißig Jahren warnte Theodor Heuss im Parlamentarischen Rat davor, einen Kriegsdienstverweigerungs-Artikel nebst Gewissenklausel in den Katalog der Grundrechte aufzunehmen. Er sah kommenden „Gewissensverschleiß" voraus. Der gestandene Liberale Heuss gab dieser nüchternen Voraussicht klar Ausdruck, während eine Vielzahl damaliger Politiker mit dem vermeintlich populären Ruf „Nie wieder deutsche Soldaten!" ihre Schwurhand zum Himmel streckte. Heuss konnte nicht ahnen, daß eine Generation später, als Deutschland längst eine der wichtigsten Stützen der Atlantischen Verteidigungsgemeinschaft geworden war, ein Deutscher Bundestag mit seiner SPD/FDP-Mehrheit einen geradezu sensationellen Fördererbeitrag zum Gewissensverschleiß liefern würde; nämlich mit der Ablösung der Gewissensprüfung durch den Gewissensentscheid per 40-Pfennig-Postkarte.

Daß die Gewissensprüfung ein in mancher Hinsicht fragwürdiger Notbehelf war, wird niemand bestreiten. Man kann sich höchstens darüber wundern, daß der Gesetzgeber diese Mängel nicht vorausgesehen hat. Gewissensregungen sind nun einmal weitgehend unerforschbar. Daß aber dennoch jedwede psychologische Schranke auch für jene Wehrdienstverweigerer niedergelegt wurde, die aus purem Egoismus oder Materialismus oder aus Mangel an demokratischem Pflichtbewußtsein dem Wehrdienst entgehen wollen, stellt dem Fingerspitzengefühl und der Voraussicht der meisten Befürworter ein beschämendes Zeugnis aus. Zwar ist nicht allen beim Ja zum Abschaffungsgesetz ganz wohl gewesen, nicht einmal dem Verteidigungsminister, der aber am Ende den Parteigehorsam vor seine kritische Vernunft stellte.

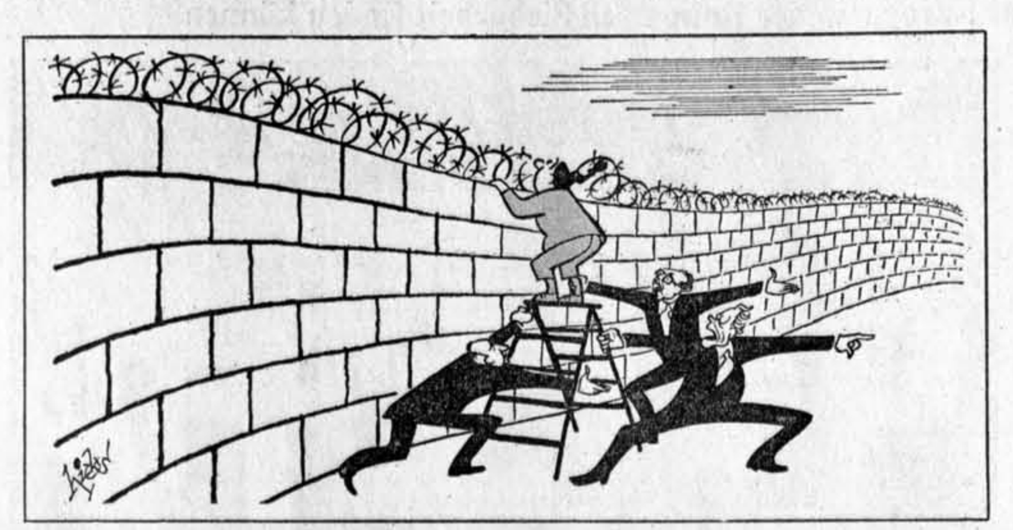
Der Kladderadatsch kam schneller und schlimmer als erwartet mit einem noch nie dagewesenen Anschwellen der Anträge auf Freistellung vom Wehrdienst. Für diejenigen, die sich ohne ideologische Scheuklappen in der geistig-seelischen Landschaft der wehrpflichtigen Jugend umgesehen hatten, war das nicht einmal eine Sensation. Eine echte Sensation aber war es, daß das Bundesverfassungsgericht von sich aus durch einstweilige Anordnung die am 1. 8. 1977 in Kraft getretene Novelle zum Wehrpflicht- und zum Zivildienstgesetz vorerst — d. h. bis zur im März zu erwartenden Entscheidung in der Hauptsache — außer Anwendung setzte — eine schallende Ohrfeige für die Macher jener Novelle.

Immerhin geht es ja um eine der Grundfragen unserer Demokratie, nämlich um die Verteidigungsbereitschaft oder Verteidigungsfähigkeit unserer Gesellschaft und unseres Staates und überdies um unsere Glaubwürdigkeit bei unsern Bündnispartnern. Erstaunlicherweise hat aber der Karlsruher Entscheid innerhalb unserer Landesgrenzen nicht viel mehr ausgelöst, als einen kleinen Sturm im Wasserglas; und das Prinzipielle des Falles wurde kaum berührt.

Das westliche wie das östliche Ausland haben anscheinend die grundsätzliche Bedeutung der Vorgänge klar erkannt. Jedenfalls hat die westliche wie die östliche Publizistik der Angelegenheit breiteren Raum gewidmet, als die meisten Massenmedien in Deutschland. Dabei überwiegt im Ausland ein kopfschüttelndes Verwundern über diese neue Szene im wehrpolitischen Bereich Westdeutschlands. Daß vor allem die sowjetische und die „DDR"-Publizistik die Massenflucht Wehrpflichtiger vor der Bundeswehr und die schwächlichen Reaktionen von Staat und Parteien nicht im geringsten zu verstehen vermögen, daß sie in ihnen nur einen neuen Beweis für die „Dekadenz kapitalistischer Regime" sehen, das wird niemanden überraschen. Es wird aber auch wohl nur Wenige zum Nachdenken darüber veranlassen, welche neue Prestige-Einbuße unser Staat bei Freunden wie Gegnern wieder einmal hinnehmen muß. In westlichen Ländern wird gefragt, wie es denn um den demokratischen Geist einer Jugend bestellt sein mag, die sich in dieser Form und in diesem Ausmaß Pflichten entzieht, die in anderen Demokratien noch weithin als selbstverständlich anerkannt sind. Freilich — das sollten wir nicht übersehen — nirgendswoanders wird auch nur annähernd so einseitig wie bei uns der heranwachsenden Jugend eingehämmert, daß ihnen die Demokratie Rechte, Rechte und nochmals Rechte beschert, während von den demokratischen Pflichten kaum die Rede ist. Der junge Deutsche unserer Zeit wird konsequent zum Anspruchsmenschen erzogen.

Um dem Schicksal die Krone aufzusetzen, planen nunmehr die Zivildienstler für Ende Januar Warnstreiks, um einer längst fälligen Verschärfung ihrer Dienstbedingungen vorzubeugen. Ein Sprecher ihrer Organisation bemerkte dazu zynisch, „natürlich wäre das ein Verstoß gegen das Gesetz; aber anders würde man ja nicht gehört".

Jusos und Judos heizen diese Kampagne der Zivildienstler noch an und beweisen damit wieder einmal ihre absolut undemokratische Einstellung gegenüber der rechtsstaatlichen Demokratie. Es ist uns bis heute noch nicht bekannt geworden, daß irgendein prominenter Politiker die geplante vorsätzliche Sabotage an einer Grundfeste unserer Demokratie mit der gebotenen Schärfe zurückgewiesen hätte.



„Guck lieber nach Chile, dort ist es viel schlimmer!" Zeichnung aus „Die Welt"

Zur Freude der SED:

Geschenkte Milliarden

Allein in den Jahren 1970 bis 1977 hat die Bundesrepublik einschließlich Berlin, Bundespost und Bundesbahn rund vier Milliarden DM an die „DDR" in Form von Gebühren aller Art überwiesen. Dazu kommt noch das „Westgeld", das etwa 13 Millionen Bundesbürger als Besucher der „DDR" seit 1972 dort abgeben mußten.

Für diese Gelder, die auch 1978 weiter fließen werden, gibt es von der „DDR" kaum eine Gegenleistung. Im Gegenteil, im deutsch-deutschen Handel besteht die „DDR" immer deutlicher auf sogenannten Kompensationsgeschäften, also Ware gegen Ware. Was eigentlich geschieht mit den Westmilliarden, über die die „DDR" verfügen kann?

Die Unterstützung der westdeutschen DKP durch die „DDR" ist gewiß ein wesentlicher Faktor, aber die dafür bezahlten Summen aus Ost-Berlin machen keineswegs Milliardenbeträge aus. Viel entscheidender dürfte sein, daß die SED mit diesen harten Devisen in anderen westlichen Ländern Güter kaufen kann, die sie dringend braucht.

Die Zahlungen der Bundesrepublik an die „DDR" beruhen auf Verträgen, sind also rechtens. Man sollte sich in Bonn aber überlegen, wie dieser Zustand geändert werden kann. In den nächsten Wochen beginnt der Ausbau eines kurzen Stücks der Autobahn Helmstedt-Berlin auf mitteldeutscher Seite. Die Kosten dafür muß zu 90 Prozent der Bundesbürger tragen. Warum eigentlich? Die „DDR" profitiert von diesem ersten Ausbau des Straßennetzes ebenso wie die Bundesrepublik.

Es ist höchste Zeit, daß in den kommenden Verhandlungen zwischen Bonn und Ost-Berlin das Ungleichgewicht in den Kosten gemildert wird. Ost-Berlin wird sich dagegen heftig sträuben und mit einer Verschlechterung der Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten drohen. Davon sollte sich Bonn aber nicht abhalten lassen, denn die „DDR" braucht die westdeutschen Leistungen so sehr, daß sie einer besseren Verteilung der Lasten zustimmen muß.

Aurel Werner

Spionageaffäre:

Am Minister vorbei . . .

Die bekannte Sentenz, deutsche Minister klebten an ihren Sesseln, trifft auf Georg Leber nicht zu. Der einst so strapazierfähige, inzwischen aber sehr dünnhäutig gewordene Politiker wollte schon mehr als einmal „alles hinzuschmeißen", und konnte nur durch gutes Zureden von Kanzler Schmidt und Herbert Wehner zum Bleiben im Amt bewogen werden.

Seitdem aber der Untersuchungsausschuß zum Spionagefall der Renate Lutze tagt, wird Lebers Position von Mal zu Mal schwieriger. Die jüngste Ungereimtheit: Das hausinterne Sachverständigengutachten des Verteidigungsministeriums über das volle Ausmaß der Spionageaffäre ging „am Minister vorbei" zwar zu einer großen Anzahl seiner Mitarbeiter, nicht aber an ihn selbst. Der Minister steht nicht einmal auf der Verteilerliste dieses höchst brisanten Gutachtens. Als Begründung wird angeführt, man habe die Unabhängigkeit der eigenen Gutachter wahren und den Eindruck verhindern wollen, als könnten sie durch den Minister eingeschüchtert werden.

Das ist eine unhaltbare Ausrede. Jeder Ressortchef ist für die Vorgänge in seinem Ministerium verantwortlich. Er haftet dafür mit seinem Ministereid und seiner politischen Verantwortung. Also geht es nicht an, wichtige Untersuchungsergebnisse von ihm fernzuhalten.

Inzwischen hat auch der Bundeskanzler einen ausführlichen Bericht des Verteidigungsministeriums über den Spionageskandal angefordert und studiert. Man weiß, wie ungern sich Helmut Schmidt von einem sonst bewährten Mitarbeiter trennt, noch dazu, wenn dadurch das gesamte Gefüge des Koalitionskabinetts neu geordnet werden muß. Doch dürfte Schmidt selbst erkennen, wie lange er Leber als Verteidigungsminister halten kann.

Leber andererseits sollte die Nibelungentreue des Regierungschefs nicht auf eine Belastungsprobe stellen. Die Nation schuldet ihm, der die Bundeswehr vollends in die Gesellschaft integrierte, Dank. Leber selbst schuldet der Nation, daß er den angemessenen Zeitpunkt für das Ende seines Wirkens erkennt.

Eugen Legrand

Das Ostpreußenblatt

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Chefredakteur: Hugo Wellems
Verantwortlich für den politischen Teil

Kultur, Unterhaltung, Frauenseite:
Silke Steinberg

Geschichte, Landeskunde, Soziales:
Horst Zander
zugleich Aktuelles

Jugend, Heimatkreise, Gruppen:
Cornelia Sternberg

Literaturkritik:
Paul Brock

Ostpreußische Familie und Briefkasten:
Ruth Maria Wagner

Bonner Büro:
Clemens J. Neumann

Berliner Büro:
Hans Baldung

Anzeigen und Vertrieb:
Heinz Passarge

Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. — Bezugspreis Inland 4,80 DM monatl., Ausland 6,— DM monatl. Postscheckkonto für den Vertrieb Postscheckamt Hamburg 84 26 - 204 — Verlag, Redaktion, Anzeigenabteilung, Postfach 8047, Parkallee 84—86, 2 Hamburg 13, Telefon 0 40-44 65 41/42 Anrufbeantworter nach Dienstschluß 44 65 41 — Bankkonto Landesbank Hamburg BLZ 200 500 00, Konto-Nr. 192 344. — Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung nur, wenn Porto beiliegt. Postscheckkonto für Anzeigen 90 700 - 207 Postscheckamt Hamburg.

Druck: Gerhard Rautenberg, Norderstraße 29/31, 2950 Leer (Ostfriesland), Fernruf 04 91 / 42 88.

Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 18.
Telefon (0 40) 44 65 41 und 44 65 42

Deutsche Sehnsucht nach Einheit bleibt

Von der hysterischen Reaktion der privilegierten „DDR"-Kaste

Der Eklat ist perfekt: Nun haben die „DDR"-Behörden — nach Aussperrung des bereits in Ost-Berlin akkreditiert gewesenen „Spiegel"-Korrespondenten Karlheinz Vater — auch das Ost-Berliner Korrespondenzbüro des Hamburger Nachrichtenmagazins aufgelöst. Es hat knapp vier Jahre bestanden.

Der Grund: Die Veröffentlichung eines vom „Spiegel" als „Manifest" bezeichneten Grundsatzpapiers aus der Feder angeblich mittlerer und höherer Funktionäre der Staatspartei SED, die sich zu einem — natürlich illegalen — „Bund demokratischer Kommunisten Deutschlands" zusammengeschlossen hätten. Wir berichteten darüber.

In dem Papier geben sie neben beißender Kritik an Politik, Wirtschaftsführung und Lebensstil ihrer obersten Funktionärs- und Beamtenkaste auch höchst unorthodoxen Wünschen zur Deutschlandpolitik Ausdruck,



Sicherheitschef Mielke: Hat er die Hand im Spiel?

die in der Wiedervereinigung West- und Mitteldeutschlands möglichst unter einer SPD-KP-Regierung gipfeln.

Über die wahren Verfasser dieses Manifests ist viel gerätselt worden — die Vermutungen reichen von einer wirklichen SED-Opposition über den bundesdeutschen und den „DDR"-Geheimdienst bis hin zu sowjetrussischen Drahtziehern, und für jede Version gibt es gute und weniger gute Gründe.

Wie dem auch sei: Alle den Kommunisten verschiedener Prägung oft recht arglos gegenüberstehenden westlichen Politiker und dazu alle wohlstandsversessenen Bundesbürger sollten den ungenannten Verfassern dankbar sein.

Und zwar nicht nur wegen der Erkenntnis, welch hohen Stellenwert heute noch, mehr als 30 Jahre nach Kriegsende, bei unseren Landsleuten jenseits der Demarkationslinie das Verlangen nach Wiedervereinigung der beiden deutschen Teilstaaten hat (selbst im Fall einer Fälschung müssen die Urheber ja mit den Realitäten operieren!), sondern auch wegen der — auf die Veröffentlichung erfolgten — hysterischen Reaktionen der angegriffenen „DDR"-Kaste, die ihre gegenwärtige Unsicherheit und zugleich die Unwilligkeit, weil Unfähigkeit, enthüllt, wirkliche Entspannungspolitik zu betreiben. Denn weil damit eine immer stärkere Annäherung und Durchdringung beider Teile Deutschlands verbunden wäre, würde eines Tages die Notwendigkeit eines „zweiten deutschen Staats" mit all seinen Führungsposten und Pfründen entfallen.

Diese Reaktion, aber auch die beschämende Leisetreterei der Bundesregierung und speziell der SPD, erweist die Bonner Ostpolitik der permanenten Zugeständnisse als verfehlt. Was hat Bonn mit seiner Beschwichtigungspolitik erreicht? Nichts weiter, als daß Ost-Berlin jeden passenden Lufthauch als Gelegenheit ergreift, übelzunehmen, Übereinkünfte nicht zu erfüllen, Druck auszuüben und die Hand aufzuhalten.

Was solche mit der „DDR" gerade auf diesem Gebiet geschlossenen Verträge tatsächlich wert sind, geht aus den Maßnahmen gegen westdeutsche Korrespondenten eindeutig hervor. Bei genauerem Studium dieser Abmachungen hätte man sich das — zumal man ja das selbstherrliche Vorgehen kommunistischer Diktaturen kennt, wo das Gesetzbuch „klassenkämpferisch" ausgelegt wird, eigentlich denken können.

So setzt beispielsweise das in einem Briefwechsel zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der „DDR" vom 8. November 1972 über die Arbeitsmöglichkeiten für Journalisten festgelegte Recht voraus, daß die Journalisten aus der Bundesrepublik und der „DDR" den Bestimmungen und gesellschaftspolitischen Voraussetzungen des jeweils anderen Staates unterliegen.

Danach sind die westdeutschen Korrespondenten bei ihrer Arbeit in der „DDR" an die „Verordnung über die Tätigkeit von Publikationsorganen anderer Staaten und deren Korrespondenten in der „DDR" sowie die dazugehörende Durchführungsverordnung gebunden. Darin wird den Korrespondenten auferlegt, „Verleumdungen oder Diffamierungen der ‚DDR', ihrer staatlichen Organe und ihrer führenden Persönlichkeiten sowie der mit der ‚DDR' verbündeten Staaten zu unterlassen" — ein ‚Kautschukparagraph'.

Ferner wird ihnen vorgeschrieben, die Gesetze und anderen Rechtsvorschriften der „DDR" einzuhalten und „böswillige Verfälschung" nicht „zuzulassen": mit dem Begriff des „Zulassens" aber ist der Journalist an eine Vorschrift gebunden, auf deren Einhaltung er keinen Einfluß hat, mit der die „DDR" jedoch jeden Korrespondenten auch für jene journalistischen Arbeiten haftbar machen kann, die seine Heimatredaktion ohne sein Wollen und Wissen veröffentlicht.

Noch willkürlicher kann die „DDR" mit der Auslegung ihrer Forderung umgehen, „wahrheitsgetreu, sachbezogen und korrekt" — in diesem Fall also „DDR"-freundlich — zu berichten, oder mit jener Vorschrift, die gewährten Arbeitsmöglichkeiten „nicht zu Behandlungen zu mißbrauchen, die mit dem journalistischen Auftrag nichts zu tun haben".

Unter Berufung auf diese Paragraphen nämlich waren vor zwei Jahren „Spiegel"-Korrespondent Jörg Mettke und vor einem Jahr ARD-Korrespondent Lothar Loewe ausgewiesen worden. In beiden Fällen war die Berichterstattung objektiv wahrheitsgetreu, subjektiv aber „DDR"-schädlich gewesen. Dazu war Mettke sozusagen in „Sippenhaft" für eine Sache „bestraft" worden, mit der er gar nichts zu tun hatte: das Nachrichtenmagazin hatte über die Zwangsadoptionen von Kindern „republikflüchtiger" Eltern geschrieben. Lothar Loewe hatte dagegen im Fernsehen berichtet, daß die „DDR"-Grenzer strikten Befehl hätten, auf Flüchtlinge zu „schießen wie auf Hasen".

Günter Gaus, Staatssekretär, „Leiter der ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland bei der Deutschen Demokratischen Republik" und einst selber „Spiegel"-Redakteur, gab sich alle Mühe, die Bedeutung des veröffentlichten „Manifests" herunterzuspielen, denn einen besseren Verhandlungspartner als Erich Honecker werde Bonn nach seiner Ansicht kaum jemals finden. Honeckers Sturz etwa infolge irgendwelcher Machenschaften würde die Beziehungen Bundesrepublik—„DDR" erstarren lassen.

Ähnliches glaubt die bundesdeutsche SPD-Prominenz. Herbert Wehner zumal ahnt, daß eine Abkühlung im Verhältnis Ost-Berlin—Bonn von interessierten Kreisen



Schmidt und Honecker: Gestern noch Lächeln in Helsinki . . .

im Osten bereits angebahnt wird, was den Zusammenbruch der bisher von den Sozialdemokraten getragenen Ost- und Entspannungspolitik zur Folge hätte. Solch einem befürchteten Wechsel will die SPD mit allen Mitteln entgegenwirken.

Sie bedenkt dabei aber nicht (oder doch?), daß sie sich damit zwangsläufig immer stärker — wie es CSU-Bundestagsabgeordneter Hans Graf Huyn treffend formuliert — „zu einem Hilfs-Gefängniswärter Moskaus und seines Satellitenregimes" macht, wenn sie „nicht den vom Kommunismus Unterdrückten, sondern den kommunistischen Unterdrückern Hilfestellung leistet."

Möglicherweise aber bahnt sich ein Ende der relativen Schönwetterperiode ohnehin an. Denn gleichviel, wer als Autor zeichnet: das umstrittene „Manifest" kommt den Ost-Berliner und Moskauer Verfechtern eines härteren „Kurses der Abgrenzung" und eines Anziehens der Zügel, ehe das Volk zu aufmüpfig wird, sehr gelegen.

Halten wir fest: die führende Funktionärsschicht in der „DDR" hat seit zwei Jahren mit immer schwerer zu meisternden innen- und wirtschaftspolitischen Problemen zu kämpfen — „Rockerproblemen" mit schweren Zusammenstößen zwischen unzufriedenen Jugendlichen („Russen raus") und Volkspolizei (drei tote Polizisten), Streiks aufmüpfiger Arbeiter (niedergeschlagen) in Sachsen, Wut und Neid der „Habenichtse" auf die „neue Klasse" der Westgeldbesitzer, denen der devisenarme Staat in seinen „Intershop"-Läden den Einkauf begehrter Westwaren mit westlichen Währungen erlaubt hat; Frustration über „DDR"-eigene Schunderzeugnisse, Überstunden sowie Sonn- und Feiertagsarbeit infolge der Vetternwirtschaft unfähiger Funktionäre, um nur einiges zu nennen.

Hinzu kommt die „verheerende" Wirkung des Westfernsehens, nach dem alle Antennen der schaffenden Bevölkerung ausgerichtet sind, um wenigstens für Stunden dem ideologischen Psychoterror zu entgehen.

Westfernsehen gegen Psychoterror

Vielleicht keiner der „kommenden" Leute, bestimmt aber einer der mächtigen Drahtzieher und „Königsmacher" hinter den Kulissen (er wird im „Manifest" in anderem Zusammenhang erwähnt, und zwar als „Lüla" = „Lügen-Lamberz" — die Red.) ist Werner Lamberz. Der ehemalige Eliteschüler einer nationalsozialistischen Ordensburg, der auch heute noch gern ehemalige NS-Kameraden um sich sammelt, ist Mitglied des SED-Politbüros und als „Sekretär für Agitation/‚DDR'-Presse" ein „Goebbels der ‚DDR'". Hochintelligent, eiskalt und zynisch nutzt der elegante Lebemann ohne politische Überzeugung die Segnungen, die ihm das Regime bietet.

Die Ansprüche der Mitteldeutschen hat Erich Honecker — seit sieben Amtsjahren SED-Chef — dadurch selber provoziert, daß er ihnen höheren Lebensstandard versprach, den er nur durch Milliardenbeträge aus der Bundesrepublik und eine zunehmende Wirtschaftsverflechtung mit Westdeutschland aufrechterhalten kann. Diese Abhängigkeit macht aber auch die Abgrenzung zum „kapitalistischen Westen" immer durchlässiger, was von Moskau mit Argwohn beobachtet wird.

Der „große Bruder" befürchtet mit Recht, daß das Eindringen von Westwaren und Westideen nicht nur die Dauerunzufriedenheit der Bürger und die Aufmüpfigkeit der ohnehin unzuverlässigen Intellektuellen begünstigt, sondern auch, daß der immer unübersehbarere Widerspruch zwischen Ideologie und Praxis die Funktionäre zu ketzerischen Gedanken provoziert. Hinzu kommt die augenfällige Überlegenheit bundesdeutscher Importe, wie jetzt der 10 000 VW-Golf-Autos.

Derart enge Westkontakte und nachlassende Autorität und Führungsqualität des Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker rufen aber nicht nur zunehmenden Druck aus dem Kreml hervor, sondern auch die Kritiker, die Ehrgeizigen und die Moskautreuen aus den eigenen Reihen. Allen voran Erich Mielke, Chef des „DDR"-Ministeriums für Staatssicherheit (MfS), dem die — wenn auch schwachen — Liberalisierungstendenzen und der Reiseverkehr mit der Bundesrepublik ohnehin ein Dorn im Auge sind.

Ist er sich erst einmal mit dem Ost-Berliner Sowjetbotschafter Pjotr Abrassimow über die Notwendigkeit einer Kursverschärfung einig, dann wandern laut denkende Regimekritiker nicht mehr in den Westen. Das Verfahren gegen Rudolf Bahro könnte ein böses Omen sein.

Carl Euchler



. . . und heute Protest in Ost-Berlin: Staatssekretär Gaus — Fotos AP

Der Tag X:

Wende in Hessen

In Hessen bahnen sich Dinge an, die selbst in Bonn nicht mit Gleichmut aufgenommen werden. Der freidemokratische Partner hat eine Wende in der Beurteilung des einst verketzerten hessischen CDU-Vorsitzenden Dregger vorgenommen, die ernste Folgen für den Tag X haben könnte. Rechtzeitig vor der hessischen Landtagswahl haben FDP und CDU im sozial-liberal regierten Bundesland Kontakte geknüpft, um sich besser kennenzulernen.

Schon seit geraumer Zeit — ob als Zeichen von Koalitionsmüdigkeit zu werten, ist noch zu früh — haben führende FDP-Politiker in Hessen eine positivere Beurteilung der Person Alfred Dreggers vorgenommen. Die Verteufelung dieses Mannes findet seit längerer Zeit nicht mehr statt. Die Freidemokraten nehmen immer deutlicher für sich in Anspruch, trotz der Koalition in Wiesbaden über eine neue Konstellation nachzudenken. Die CDU unter Dregger sei für viele in der Partei längst kein Tabu mehr. Noch einen anderen Grund hat das Herantasten der FDP an die CDU. Die pragmatische Politik von Ministerpräsident Börner gibt den Freidemokraten wenig Spielraum zur Profilierung.

Auch werden die kritischen Stimmen immer lauter, die davor warnen, die FDP solle sich in Hessen nicht noch mehr an die SPD binden. Mit einer Koalitionsaussage der Liberalen ist allerdings nicht vor dem Sommer 1978 zu rechnen. Allerdings, so ist zu hören, könne es durchaus möglich sein, daß diese „Aussage" keine eindeutige Festlegung enthalte.

Peter Rüger

Heinrich Böll:

Zwischen Wirklichkeit und Utopie

Geburtstagsnachgedanken – Leitmotiv „Anarchie und Zärtlichkeit"

Böll, Heinrich, ein Schriftsteller, dessen Geburtstag, der sechzigste, kürzlich gefeiert wurde, und aus dessen Anlaß allerlei Gedrucktes und Gesendetes in die Lande ging, ist wohl ein Mann, über den nachzudenken sich lohnt. Deshalb, dieser Gedanken wegen, haben wir uns mit diesem Geburtstagsnachruf ein bißchen Zeit gelassen. Böll gehört wohl kaum in die Reihe der einfach linken Autoren, die mehr Gesinnung als Können in den Buchläden ausbreiten. Er war, ist und bleibt ein Unbequemer. Diese Formel, die auch Anerkennung einschließt, darf man gewiß an den Anfang einer Nachdenklichkeit über ihn stellen.

Einer seiner Verehrer, Bernd Balzer, hat seinem Leben das Leitmotiv „Anarchie und Zärtlichkeit" unterstellt. Unter dieser Charakterisierung gewinnt das Wort Heinrich Bölls über die abfälligen Menschen, genauer gesagt, den Abfall, seine mehrfach bedenkenswerte Bedeutung: „Und so produziert unsere — aber nicht nur unsere — Gesellschaft natürlich permanent abfällige Existenzen, die man als Abfall betrachtet, und sie sind, meine ich, der wichtigste Gegenstand der Literatur, der Kunst überhaupt."

Ja, nun, das zeigt eigentlich, um was es bei Böll geht. Böll, der zärtliche Anarchist, empfindet den Abfall der Gesellschaft als den wichtigsten Gegenstand der Literatur, der Kunst überhaupt. Daher konnte er auch einmal ausrufen: „Es bleibt nur eins, zersetzen. zersetzen." (In „Die Zeit"). Es gibt gewiß Menschen, die mit einem Knacks geboren, durch widrige Umstände in Verirrung und Verwirrung geraten, die sich gegen ihr Schicksal und gegen die Normalen auflehnen, und sie sind auch Menschen. Eine tief christliche Welt hatte für diese Schuldig-Unschuldigen ein nahezu geheiligtes Mitleid. Sie ließ bei einer Hinrichtung das Arme-Sünder-Glöcklein läuten, sie spendete die Sterbesakramente, und sie gab einem Hinzurichtenden das letzte Geleit. Aber sie richteten dennoch.

Hier beginnt das eigentliche Nachdenken über Heinrich Böll. So neu ist das alles nicht, und mit unserer Gesellschaft, mit unserer Zeit hat das alles wenig zu tun. Die Anarchisten um Störtebeker, der Schinderhannes, die Vaganten und Landstörzer, sie hat es durch alle Zeiten gegeben, und die Dichtung hat nicht wenige dieser Gestalten verklärt. Es ehrt auch den Menschen, wenn er irgendwo immer wieder begreift, wie leicht es sein kann, plötzlich zum Abfall zu gehören. Nach dem Krieg erlebten Millionen Deutsche, daß sie zum Abfall getan wurden.

Aber so wie Böll zum Beispiel den Krieg einfach lächerlich fand und absurd und so wie er nach eigenem Bekunden vor allem darauf bedacht war, sich nach Möglichkeit zu drücken, ohne daß man je einmal von ihm ein Mitgefühl mit den Leiden seines Volkes vernahm, so scheint ihn auch in seinen Büchern nichts zu bewegen, als das Schicksal von Außenseitern, von Abfälligen. Er klammert sich mit allen seinen Büchern aus der Gemeinschaft aus. Es scheint, als käme das Leben der anderen, der Arbeitsamen, der Anständigen, der Geraden in seinen Büchern höchstens vor, um seine ironische Mißachtung an ihnen zu bekunden. Es gibt gleichsam die lebensvolle Spannung nicht zwischen jenen, die kein Abfall sind und der Minderheit, die im Schatten steht.

Böll will die Selbstverwirklichung des Menschen in herrschaftsfreier, anarchischer Gemeinschaft. Alle gesellschaftliche Ordnung, jede Struktur einer Gemeinschaft, die irgendeine Einordnung verlangt, ist ihm zuwider. Er mag das in seinen meistens ausweglos endenden Liebesgeschichten selber als Utopie empfunden haben. Dieses utopische Denken aber ordnet ihn dann eben doch den Linken zu, selbst dann, wenn er Solschenizyn bei sich empfing. Längst aber ist diese linke Utopie das geworden, was Marx einmal der Religion zuschrieb, Opium für alles marxistische Volk, das von der traurigen Wirklichkeit des linken Daseins ablenken soll.

So ist auch Bölls Sympathie für die Baader-Meinhof-Bande zu erklären. So ist auch zu erklären, daß er selbst gewiß den gewaltfreien Anarchismus will, aber offenbar nicht zu sehen vermag, daß die Forderung nach einer menschen- und wirklichkeitsfremden Utopie, weil die Spannung zwischen Wirklichkeit und Utopie zu groß ist, zwangsläufig zu einer Entladung in anarchistisch terroristischer Gewalt enden muß.

Heinrich Böll hat sicher einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet, die Geister zu verwirren.

Fritz Ragge

Gewerkschaftsjugend:

Besorgnis um Radikalisierung

Führender Gewerkschaftler sieht aufziehende Gefahren

Nach Karl Schwab, Mitglied des DGB-Bundesvorstandes und dort zuständig für die Jugendarbeit, dürfe man nicht länger zögern, Überlegungen darüber anzustellen, wie der kommunistische Einfluß auf die eigene Jugendorganisation, dem „harte politische Realitäten zugrunde liegen", in den Griff zu bekommen sei. Zu diesem Schluß jedenfalls kam Schwab in einem Bericht, der die zunehmende Sorge über den wachsenden kommunistischen Einfluß auf die eigene Jugendorganisation ausdrückt.

Der Bericht, der den anderen DGB-Vorstandsmitgliedern, dem Bundesjugendausschuß des DGB und den für die Jugendarbeit zuständigen Vorstandsmitgliedern der Einzelgewerkschaften zugesandt wurde, beinhaltet Aussagen und Kommentare zur zehnten ordentlichen Berufsjugendkonferenz des DGB. Das Ausmaß der Beeinflussung durch die Sozialistische Deutsche Arbeiter-Jugend sei schon durch die fast wortgetreue Übernahme der Beschlüsse des SDAJ zur Betreuung der zum Wehrdienst Eingezogenen in die Beschlüsse der DGB-Jugend zu ermessen.

Ferner behandelt Schwab in seinem Bericht die erschreckend starke Intoleranz, die sich bei den Wortmeldungen des DGB-Jugend-Kongresses offenbarte. Da in ihnen lediglich der eigene Standpunkt erörtert werde, konnten diese Wortmeldungen keineswegs als Diskussionsbeiträge gewertet werden. Weder in der eigenen Argumentation noch in der des anderen sei die Möglichkeit des Irrtums eingeräumt worden. Schwab befürchtet, daß ein beachtlicher Teil derer, die sich in Frankfurt versammelten, ihre Vorschläge, Erfahrungen „und auch ihre Aufträge" von politischen Gruppierungen außerhalb des DGB's und nicht, wie vorgesehen, von Gremien innerhalb der Gewerkschaften erhalten. Erstaunlich sei für ihn die Offenheit im Auftreten dieser politischen Gruppierung gewesen. Offenbar habe man es bereits nicht mehr für notwendig befunden, die sich herauskristallisierende Tendenz zu vertuschen, sondern man sei von der eigenen Stärke derart überzeugt gewesen, um die offene Auseinandersetzung geradezu zu suchen. Dies sei nach Ansicht des DGB-Vorstandsmitgliedes „der Versuch, gewerkschaftliche Jugendarbeit nur als Vorwand zu nehmen für die Ausnützung der Massenbasis, die 1,2 Millionen jugendliche Mitglieder geben".

Weitere Beispiele für die Richtungstendenz dieser Gruppe seien die Reaktionen auf Anträge zu der Frage, ob man von der „DDR" verlangen dürfe, den Systemkritiker Bahro freizulassen und zur Frage der Beteiligung der Gewerkschaftsjugend an den „kommunistischen" Welt-Jugend-Festspielen in Kuba. Des weiteren seien eine Kritik an der „DDR" und eine kritische Betrachtung der Politik Moskaus „einen nicht gerade kleinen Teil der Delegierten" unannehmbar erschienen. Die Auseinandersetzung über diese Anträge sei offen und zwar in aller Härte geführt worden.

Als erschütternd bezeichnete Schwab nicht zuletzt die Tatsache, „daß die Gewerkschaftsjugend und auch Delegierte der Bundesjugendkonferenz nicht davon überzeugt sind, daß die Bundesrepublik kein Unrechtsstaat geworden ist, daß die sogenannten Berufsverbote nicht Tagespraxis sind, daß die Einschränkung der politischen Freiheiten nicht Tag für Tag mit Meilenstiefeln vorangetragen wird".

Angesichts solch ernster Entwicklungen vermag man die Sorgen dieses führenden Gewerkschaftlers zu teilen und es stellt sich die bange Frage, ob und wie es dem DGB gelingen wird, die Entwicklung im eigenen Lager wieder in den Griff zu bekommen und welche Maßnahmen wohl zu diesem Zweck ergriffen werden.

A. K.

Aussiedler:

Bonn beugt sich Warschaus Druck

Streit um den Vertriebenenausweis geht weiter

Bonn — Bis zu seiner nächsten Plenarsitzung am 17. Februar 1978 will sich der Bundesrat um die Beseitigung des politischen Streits um neue Ausweise für die Aussiedler bemühen. Die Chancen für einen Kompromiß zwischen den gegensätzlichen Auffassungen der Bundesregierung sowie der von der CDU/CSU regierten Bundesländer werden allerdings als gering bezeichnet. Überraschend hatte die Ländervertretung auf ihrer letzten Plenarsitzung in diesem Jahr das Ausweis-Thema von der Tagesordnung abgesetzt.

Der Bundesrat sollte über eine allgemeine Verwaltungsvorschrift der Regierung zum Bundesvertriebenengesetz entscheiden, wonach vom neuen Jahr an für Aussiedler aus den deutschen Ostgebieten und aus Ost- und Südosteuropa der bisherige Vertriebenenausweis durch ein neues Personaldokument mit der Aufschrift „Ausweis für Aussiedler" ersetzt werden soll. Diese Änderung wird nicht nur vom Bund der Vertriebenen, sondern auch von den unionsregierten Ländern als politisch überflüssig und unnötig abgelehnt. Zur Überbrückung der Gegensätze präsentierte die CDU/FDP-Regierung von Niedersachsen einen Kompromißvorschlag, wonach auf der Titelseite des Ausweises die Abkürzung „BVFG" durch das Wort „Bundesvertriebenengesetz" ersetzt werden soll. Die politischen Einwände der Opposition hatte — wie gemeldet — CDU-Chef Helmut Kohl bereits im Mai in einem Brief an Bundeskanzler Helmut Schmidt unterstrichen. Auch eine Expertise des bayerischen Sozialministeriums kommt zu dem Schluß, daß sich eine Unterscheidung zwischen Vertriebenen und Flüchtlingen sowie Aussiedlern mit besonderen Personaldokumenten durch den Wortlaut des Bundesvertriebenengesetzes verbiete.

Scharf hat sich erneut BdV-Vizepräsident Dr. Herbert Hupka MdB gegen das Ausweisverfahren der Bundesregierung gewandt und festgestellt, Bonn wolle sich dem Druck aus Polen beugen. Hinweise der Regierung auf mögliche negative Rückwirkungen auf die Aussiedlung konterte Hupka mit der Bemerkung, Polen stehe durch den Warschauer Vertrag sowie durch die KSZE-Schlußakte und den UNO-Menschenrechtspakt im Wort. Desgleichen hat sich der baden-württembergische Landesbeauftragte für Vertriebene, Flüchtlinge, Spätaussiedler und Kriegsgeschädigte, Ministerialdirigent Helmut Haun, gegen die Absicht der Bundesregierung gewandt, durch eine allgemeine Verwaltungsvorschrift einen Ausweis für Aussiedler einzuführen.

Bundeswehr:

Sind es nur Sammler und Schwarzhändler?

Was alles abhanden kommt

Wehrpflichtige lassen bei der Bundeswehr jährlich Ausrüstungsgegenstände im Wert von rund sieben Millionen Mark „mitgehen". Allein mit den Kampfjacken, die 1976 abhanden kamen (37 216 Stück), ließen sich die Einwohner einer mittleren Kleinstadt wetterfest anziehen. Oberst Peter Kommer, ein Sprecher des Bundesverteidigungsministeriums, sagte in einem dpa vorab zur Verfügung gestellten Interview mit der Illustrierten „Quick", daß 1976 rund 50 Sturmgewehre verschwunden seien. Ebenso hätten Wehrpflichtige drei Maschinengewehre, etwa 100 Pistolen sowie 13 Maschinenpistolen mitgehen lassen. Oberst Kommer betonte jedoch, daß es „keinen Grund zur Befürchtung gibt, daß Waffen aus unseren Beständen in Terroristenhände gelangt sein könnten". Die Täter, die man habe ermitteln können, seien Sammler oder Schwarzhändler gewesen. Nach Angaben des Oberst verschwanden im Vorjahr außerdem 85 000 Paar Lederhandschuhe, über 60 000 Feldbestecke, 15 000 Feldjacken, 19 000 Kampfmesser, 6000 Baretts der Panzertruppe und über 5000 Stahlhelme.



Spieglein, Spieglein in der Hand ... Zeichnung „Kölnische Rundschau"

Polen:

Stützt Wyszynski das Regime?

Für Freiheitsraum der Kirche Engagement mit der kommunistischen Regierung in Warschau

„Es wachsen die Schwierigkeiten und Spannungen, und die Stimmungen breiter Teile der Gesellschaft zeugen von der Erschütterung des Vertrauens der Bevölkerung in die Partei und die Staatsautorität."

Mit diesen Worten beginnt ein erst im Oktober vergangenen Jahres von 14 Regimekritikern gerichteter Brief an die oberste Parteiführung in Warschau, in welchem die Verfasser die nichtdemokratische Regierungsform der polnischen KP für die derzeitigen Schwierigkeiten, die ihre Wurzeln in ernsthaften politischen Ursachen hätten, verantwortlich machen. Sie fordern darin auch mehr Demokratie und angemessenen Einfluß der öffentlichen Meinung auf den Lauf der Angelegenheiten im Staat. Die primitive Propaganda in den Medien, in der alle denkenden Menschen einen Ausdruck der Geringschätzung der öffentlichen Meinung erblickten, strapaziere die Geduld. Ferner nähmen, so die Regimekritiker, durch die in der Gesellschaft weitverbreitete Überzeugung, daß man auf ehrlichem Wege nichts erreichen könne, Korruption und Vetternwirtschaft zu.

Der wohl bekannteste der Unterzeichner des Briefes ist Edward Ochab, der im Jahre 1956 einige Monate an der Spitze der Partei, nach der Amtsübernahme durch Wladyslaw Gomulka in verschiedenen hohen Partei- und Staatsämtern und von 1964 bis zu seinem Rücktritt im Frühjahr 1968 Staatsoberhaupt war.

Als Reaktion auf die Äußerungen der Regimekritiker könnte die Rede Giereks zu werten sein, die er zu Beginn eines Zweitägigen Parteitages der regierenden Vereinigten Arbeiterparteien vor 2000 Delegierten im Warschauer Kulturpalast hielt und in der er auch auf ideologische Fragen einging. Er betonte dabei, daß er sich für eine „ideologische Mobilisierung" der Bevölkerung verwenden wolle, die auch jene Leute betreffe, die mit Unterstützung ausländischer antisozialistischer Kräfte die Grundlagen der polnischen Gesellschaftsordnung „demagogisch" angriffen.

Im Hinblick auf die wirtschaftlichen Schwierigkeiten kündigte Gierek eine stufenweise Erhöhung der Grundnahrungsmittelpreise an. Ein gutes Verhältnis zwischen Staat und Kirche, so betonte der KP-Führer in seiner Ansprache, sei für die Realisierung der großen nationalen Ziele und für die Einheit der Nation nützlich.

Im gleichen Tenor äußerte sich diesbezüglich auch der Primas der katholischen Kirche in Polen, Kardinal Wyszynski. In einer Predigt in der überfüllten Warschauer Johannes-Kathedrale forderte der Kardinal als Gegenleistung für die von ihm der Regierung in bestimmten Bereichen angebotene Zusammenarbeit die Einstellung der atheistischen Propaganda, die Anerkennung der Kirche als Körperschaft öffentlichen Rechts sowie eine „authentische katholische Presse" mit der Möglichkeit, unzensiert auch Bücher zu veröffentlichen. Wyszynski kritisierte Bummelantentum, Bestechung und Luxus auf Kosten anderer. Und da auch die bestorganisierteste Technik und Wirtschaftsordnung noch nicht die Probleme löse, müsse man die Umformung des Menschen und seiner Haltung anstreben.

Manche Phasen der Rede des Kardinals erinnerten an den Brief der Regimekritiker. Nachdrücklich forderte Wyszynski Öffentlichkeit der gesellschaftlichen Meinung. Die Zensur erleichtere es, der Verantwortlichkeit und dem Verantwortungsgefühl auszuweichen, weil man ja nicht recht Bescheid wisse.



Kardinal Wyszynski: Für die Kirche größeren Feiheitsraum Foto AP

Auf eine gewisse Unsicherheit der Warschauer Regierung läßt auch eine wichtige Regierungsumbildung schließen, deren entscheidenste Veränderung die Demission des bisherigen Landwirtschaftsministers als Erster Sekretär nach Krakau ist. Von Barcikowski, der dem liberalen Flügel der Partei angehört, wird erwartet, daß er die politische Unruhe in Krakau in den Griff bekommt und ein besseres Verhältnis zur Kirche knüpft.

Das Echo auf den Besuch des amerikanischen Präsidenten in Warschau ist unterschiedlich. Gierek kam endlich zu der begehrten halben Milliarde Dollar, um die fehlenden Getreidebestände durch Zukäufe in den USA auszugleichen. Carters Komplimente an die Kommunisten über die bessere Handhabung der Menschenrechte, der Religionsfreiheit und der Kontakte mit dem Westen als in vielen anderen osteuropäischen Ländern wurden von der Warschauer Regierung natürlich gern vernommen. Die Katholiken empfinden Genugtuung über den Besuch der Präsidentengattin und des US-Sicherheitsberaters Brzezinski bei Kardinal Wyszynski, und auch die Bürgerrechtler wurden bedacht, indem Carter anläßlich einer Pressekonferenz auf die schriftlichen Fragen der angeblich aus eigenem Willen nicht anwesenden Bürgerrechtler Antworten gab, die jetzt im Volk verbreitet werden sollen. Dies und die Tatsache, daß sich Carter direkt an die Polen gewandt hat und dabei auch vom vorgeschriebenen Protokoll abgewichen ist, hat bei der nichtorganisierten Mehrheit der Polen großes Interesse gefunden.

Dagegen jedoch befürchten Regimekritiker, daß sich die Kommunisten auf ihren Lorbeeren ausruhen und bei künftigen schwierigen Angelegenheiten, statt auf Forderungen einzugehen, auf die Lobreden Carters berufen könnten. **Angelika Schröder**

USA:

Keine stolze Bilanz der Carter-Reise

Die „Lage der Nation" – Sachkenntnis besser als Eifer

New York — Kaum von seiner Blitzreise durch zwei Kontinente und sieben Länder wieder in Washington, muß sich Jimmy Carter dem Kongreß stellen. Am 19. Januar treten Senatoren und Abgeordnete nach der Weihnachts- und Neujahrspause zusammen. Traditionell hat der Präsident dann den „Bericht zur Lage der Nation" zu erstatten.

Eine erfreuliche Lage ist das nicht. Bei den harten Fakten, die den Amerikanern am nächsten liegen, sieht es nicht sonderlich rosig aus. Zumindest für die nächsten Monate zeichnet sich keine nachhaltige Wirtschaftsbelebung ab. Die Arbeitslosenquote liegt über sechs Prozent, die Inflationsrate beharrt auf 6,5 Prozent.

Das Unvermögen der neuen Administration, die komplizierte Maschine von Senat und Repräsentantenhaus zu beherrschen, ließ Carter in die Außenpolitik flüchten. Hier sieht er ein besonderes Belästigungsfeld für seine missionarischen Vorstellungen. Aber sein Außenminister Cyrus Vance und sein Sicherheitsberater Zbigniew Brzezinski ersetzen zusammen noch keinen halben Henry Kissinger. So kam, was zu erwarten war: Wo auch immer Carter mit fremden Staatsmännern Gespräche führte, hinterließ er Enttäuschung und Unklarheit. Die Ansichten des Präsidenten der USA schien sich von Station zu Station zu verändern.

Was schließlich das auf ganze zehn Minuten begrenzte Gespräch mit dem wichtigsten Verbündeten der USA in Europa, Bundeskanzler Helmut Schmidt, angeht, so weiß man nur, daß ziemlich kurz darauf in Washington angekündigt wurde, man werde jetzt Stützungsaktionen für den Dollar einleiten. Ob das ein Ergebnis ernster Mahnungen war, bleibt vorerst das Geheimnis zwischen Carter und Schmidt.

Feststeht, daß der Präsident nach einem Jahr Amtszeit vor mehr ungelösten Problemen steht, als er von seinem simplen Amtsvorgänger Gerald Ford übernommen hatte. Sein Versuch, wachsende innen- und wirtschaftspolitische Schwierigkeiten durch eine glänzende Auslandsreise auszutricksen, ist glänzend ins Auge gegangen. Möglich, daß Carter in Zukunft besser vorbereitet, mit weniger missionarischem Eifer und beraten von größeren Sachkennern, die weniger von sich eingenommen sind, an die Dinge geht.

Afrika:

Scharfer Angriff gegen Brandt

Graf Huyn: Gefahr eines gigantischen Blutbades

BONN — Zu den Ausführungen des SPD-Vorsitzenden Brandt nach Abschluß seiner Reise zu den sogenannten Frontstaaten und zu den Terrororganisationen im südlichen Afrika („Frankfurter Rundschau" vom 10. Januar 1978) erklärt der CSU-Bundestagsabgeordnete Hans Graf Huyn:

Der SPD-Vorsitzende Brandt versucht erneut, die militanten- marxistischen und terroristischen sogenannten Befreiungsbewegungen im südlichen Afrika politisch und moralisch aufzuwerten. Dabei fordert er noch unverblümter als der gescheiterte Owen-Young-Plan eine Übergabe der Macht an die bisher militärisch und politisch erfolglosen kommunistischen Terrorgruppen Zanu und Zapu, und zwar ausdrücklich, ehe der Mehrheitswille der Bevölkerung in demokratischen Wahlen ermittelt werden kann.

Nach den Erfahrungen mit dem ebenfalls von der SPD beklatschten kommunistischen Sieg in Indochina und mit den marxistischen Regimen in Angola und Mozambik sowie nach der kürzlichen eindeutigen Erklärung eines der Führer der sogenannten Patriotischen Front Rhodesiens, dort einen sozialistischen Einheitsstaat errichten zu wollen, ist Brandt klar, was er fördert und was er bekämpft: Er bekämpft eine friedliche und demokratische Entwicklung Rhodesiens, was er mit seinen abfälligen Bemerkungen über die Verfassungsgespräche in Salesbury zusätzlich zum Ausdruck bringt. Er fördert die Gefahr eines gigantischen Blutbades und die Expansion des Kommunismus in dieser auch für Europa lebenswichtigen Region und betreibt damit das Spiel Moskaus.

Andere Meinungen

Frankfurter Allgemeine

Rohrkrepierer

Frankfurt — *„Die Chilenen stimmten am 4. Januar mit großer Mehrheit für Augusto Pinochet und seine Regierung. Zwei Tage darauf lasen sie dann in ihren Zeitungen, daß die mit ‚Brutalität durchgeführte Abstimmung' nach Ansicht der SPD den ‚faschistischen Charakter des Regimes Pinochet' bewiesen habe. Und am Tag darauf erfuhren sie, daß sie wegen des unerwarteten Ergebnisses von der ‚Frankfurter Rundschau' zu ‚Masochisten' erklärt worden waren. Der ‚Mercurio' druckte diese Kommentare zur ‚Consulta Nacional' geradezu genüßlich auf seiner ersten Seite ab. Die Redakteure des konservativen Blattes wissen genau, daß derartig schrille Auslandsstimmen der beste Beitrag für die Konsolidierung der Militärregierung sind. Denn für die Chilenen, die weder Selbstverstümmler sind noch mit der Maschinenpistole an die Urnen getrieben wurden, sind diese ‚überzogenen' Attacken ein Grund mehr, sich hinter ‚ihre wieder einmal zu Unrecht angegriffene Regierung' zu stellen. Die Millionen, die für Pinochet stimmten, wollten nicht zuletzt damit der Welt zeigen, daß sich ‚auch ein kleines Land von den Großen nicht alles gefallen lassen kann'."*

DIE WELT

UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Schleierhaft

Bonn — *„Im Zeitalter der Emanzipation haben Hunderte von Frauen am Montag in mehreren persischen Städten demonstriert. Die Kundgebungen fanden am 42. Jahrestag der Abschaffung des Schleiers durch Schah Reza I. Pahlevi, dem Vater des heutigen Herrschers, statt. Die Demonstrantinnen aber feierten nicht etwa die Entscheidung des toten Kaisers. Vielmehr demonstrierten sie — für die Wiedereinführung des Schleiers.*

Widersinnig, unzeitgemäß? Die Renaissance des Islam mag einiges damit zu tun haben. Vielleicht spielt aber auch etwas anderes mit, etwas nicht so sehr Feministisches als Feminines. Der Schleier ist keine allein islamische Errungenschaft. Er wurde noch vor wenigen Jahren auch bei uns getragen. Bis er der Mode zum Opfer fiel, die von einer — wie wollen wir es nennen — einer ‚neuen Sachlichkeit'? — jedenfalls, einer Lust zur Enthüllung diktiert wurde. Hinter dem Schleier sah man nur die Augen. Vielleicht ist das alles wirklich passé, Teil einer kultivierteren Epoche, die noch die Zeit und ihre Freude daran fand, sich dem Rätsel zu widmen. Vielleicht aber, wer weiß, sind die protestierenden Persierinnen gar nicht so rückständig, wie es auf den ersten Blick scheinen mag; vielleicht sind sie Vorbotinnen."

Wie ANDERE es sehen:



Is was, Hans-Dieter?" — „Nee, Chef, bloß — bei denen war ich doch noch nicht . . ."

Zeichnung aus „Frankfurter Allgemeine"

Wenn uns einmal der Schuh drückt...

Der Schuhmacher hilft – Nicht nur Reparaturbetrieb

Schuhmacherwerkstätten sind heute fast ausschließlich Reparaturbetriebe — ein Maßschuh kostet ja auch 600 bis 800 Mark. Und in der Schuhindustrie, wo wirklich unsere Schuhe gemacht werden, gibt es keine Schuhmacher, sondern nur ‚Modelleure' und Arbeiter. Aber jeder Schuhmachermeister muß mindestens einen erstklassigen handgearbeiteten Schuh — nämlich als Gesellenstück — einmal geliefert haben, und wir sollten das Handwerk nicht unterschätzen.

Immerhin haben die über 18 000 Schuhmacherbetriebe in der Bundesrepublik einen Jahresumsatz von zwei Milliarden Mark, und ihre Beschäftigungslage ist hervorragend. Junge Leute, die nach einer gesicherten Existenz suchen, sollten einmal das Bild des Männleins, der mit dem Hammer auf einem Dreibein sitzt, als Vorstellung von einem Schuhmacher vergessen. In den volltechnisierten Betrieben ist der Maschinenpark von entscheidender Bedeutung, der von einem Meister eine Investition von 60 000 bis 80 000 Mark verlangt, um ‚up to date' zu sein. Doch das nur am Rande!

Den Schuhmacher sucht man auf, wenn man ein Loch in der Sohle, eine aufgetrennte Naht oder einen losen Absatz hat. Mit neuen Schuhen wird wohl kaum jemand zum Schuhmacher gehen. Gerade das aber sollte man tun, zumindest, wenn man Schmerzen hat. 83 Prozent aller bundesdeutschen Füße sind, wie man so schön sagt, zivilisationsgeschädigt, dadurch, daß wir mehr fahren als gehen und daß wir auf ungesunden Böden – sprich Straßenpflaster – laufen. Dabei handelt es sich keineswegs um deformierte Füße, die sind Sache des Orthopäden.

Der Schuhmacher besitzt dank seiner sorgfältigen Ausbildung auch anatomische Kenntnisse, er soll ein Meister für Fuß und Schuh sein, und er kann aus einem Schuhbrett ein Schuhbett zaubern, das dem betreffenden Fuß angepaßt ist. Wir dürfen ja nicht vergessen, daß Schuhe Konfektionsware sind, die nicht auf individuelle Bedürfnisse Rücksicht nehmen. Der Schuhmacher aber kann aus jedem Konfektionsschuh einen Schuh machen, der diesen Bedürfnissen angepaßt ist. Das nennt man ‚fußgerechte Zurichtung', und es wird geraten, eine solche Zurichtung bei einem Meister in Anspruch zu nehmen. Die Voraussetzung ist allerdings, daß man nicht das Billigste vom Billigen gekauft hat, sondern Qualitätsschuhe, bei denen sich eine solche Zurichtung auch lohnt.

Fußbeschwerden treten vor allem im Alter auf. Die Gründe dafür liegen oft schon im Tragen falscher Schuhe in der Kindheit. Und bei Kinderschuhen ist deswegen die Überlegung, ob der Schuh wirklich richtig ist, besonders berechtigt. Kinderfüße wachsen im Laufe eines Jahres um bis zu zwei bis drei Größen. Da der Kinderfuß relativ schmerzunempfindlich ist, wird häufig nicht erkannt, daß der Schuh schon zu klein ist. Auch das Nachtragen von Schuhen älterer Geschwister birgt Gefahren, wenn man sich nicht vergewissert, ob die Maße ausreichend sind. Selbst wenn im Schuhgeschäft der Fuß nach Länge und Breite ausgemessen wurde, sollte man bei irgendwelchen Unbequemlichkeiten oder gar Schmerzen nicht den Weg zum Schuhmacher scheuen. Falls jedoch schwerere Mängel zu beheben sind, wird dieser seinen Kunden ohne weiteres zum Orthopäden schicken.

Markus Joachim Tidick

Späte Erkenntnis

Ein neues Jahr fängt wieder an
mit rackern und rachullen;
wir werden älter, weise dann
und kriegen noch mehr Schrullen.
Angeblich bringt das Alter dann
der Weisheit letzte Schlüsse;
was aber fängt man damit an?
Es sind doch taube Nüsse.
Denk ich an diesen Selbstbetrug,
so wird mir richtig bammlich,
dann wäre ich mit Recht und Fug
doch lieber jung und dammlich.

Otto Wendorff



Schlittenpartie durch Eis und Schnee — Foto Pilaski

Schlittenfahrt mit Hindernissen

Vom langen Winter in der Heimat erzählt Erna Jurklies

Seit einigen Tagen lag der Schnee auf Feld und Flur. Die Schlittenbahn war sehr gut: Man konnte mit flotten Pferden in zehn Minuten in Neukirch sein. Ach, was rede ich da, noch viel früher, denn es waren nur drei Kilometer von uns aus bis zum Kirchdorf.

Aber wie schnell so eine Schlittenfahrt nun wirklich sein konnte, das sollte sich erst später herausstellen. Karl ging leise brummend zum Stall: „Wat de junge Herr uck allet wöll, dat junge Pörd alleen ane Schläde spanne, un he mönt uck noch, goot noah Neikirch to koame?" Wohl ging die Fahrt nicht nach Neukirch, denn wer weiß schon, was in so einem dreijährigen Pferdekopf vorgeht, bei so viel blendendem Weiß, dazu noch das Anhängsel, einen Schlitten, hinten dran. Unsere junge braune Stute tänzelte schon mit ihren flotten weißen Füßen, als Karl sie aus dem Stall brachte. Schnaubend ließ sie sich endlich mit großer Mühe vor den Schlitten spannen, ihr Kopf ging aufgeregt hin und her. Karl streichelte ihr beruhigend den Hals: „Ruhig, ruhig, miene Elfe, so si doch stöll, de junge Herr kömmt glieck."

Elfe, so hieß die Stute, kratzte mit den Füßen, daß der Schnee nur so flog. Immer wieder streichelte Karl ihren samtweichen Hals: „Joa, joa, häst recht mien Pördke, schriew man an de Regierung, denn et ös doch onerhört, di antospanne noch dato alleen. Hörscht, de brune Hans wiehert all öm Stall, he micht di joa uck helpe koame, oaber de junge Herr wull hiede möt di alleen foahre."

Endlich war es soweit. „Noa Koarl", meinte der junge Herr, „du häst de Elfe all ganz toahm gemoakt, da war wi moal sehne, wie se am Schläde geiht."

Schon stieg er in den Schlitten, aber kaum hatte er die Zügel in der Hand, zog die junge Stute so rasch an, daß der Schlitten nur so den Weg hinunterflog. Die Fahrt ging immer schneller und schneller. Der Schlitten schien zeitweise nur zu schweben, bald war er hinterm Stall und bald wieder auf dem Hof. Da war kein Halten an den Zügeln.

Lena kam ganz aufgeregt in die Küche gerannt und rief: „Junge Fru, junge Fru, nu, sehne Se bloß noah bute, de junge Herr hätt de junge brune Elf vörm Schläde gespannt. Öck kann dat nich verstahne, he suust man so om de Stall herom un kann nich anhoole!"

„Na nu, Lena, so beruhige Se sick doch, de junge Herr ward schon weete, wie he anhoale kann", meinte die junge Frau.

„Oaber nä, oaber nä, et sönd nu schon twee Schlädes un twee Pörd", rief Lena händeringend, „on uck noch twee junge Herres, help de leewe Gottke dat et goot geiht!"

Doch inzwischen gelang es dem Lenker des Schlittens, das Pferd auf dem naheliegenden Acker zum Stillstand zu bringen. Keuchend und dampfend blieb es endlich stehen. Karl eilte herbei und legte eine Decke über. „Koarl, göff dem Pörd noch nich glieck kool Woater", sagte der junge Herr, als er Elfes Hals klopfte.

„Oaber nä, junge Herr, öck weet schon, dä Elfe ward sonst noch krank." Während er die erschöpfte Stute zum Stall führte, flüsterte er ihr ins Ohr: „Oaber Elfe, Elfe, watt häst du nu von diene Rennerie, du motzt joa doch dem junge Herr gehorche."

„Haben Sie schon unseren Kalender?"

Die unentbehrlichen Begleiter durch das Jahr können auch zu einer Plage werden

Es war lange vor Weihnachten, als wir im Radio das hübsche Kalenderlied hörten: „Kalender, Kalender, du bist ja schon so dünn . . ." In der Tat, es war nun „bis Neujahr nicht mehr lange hin". Ein Kalender mußte her, denn wenn wir auch sicher sind, daß der erste Januar Neujahr ist, so sieht es mit Ostern, Pfingsten und anderen Feiertagen schon anders aus. Überhaupt, was wäre das Dasein ohne Kalender — man könnte sich ja gar nicht mehr orientieren und lebte am Jahr vorbei.



Scherenschnitt Hannelore Uhse

So schritt ich mutig los, um den traditionellen Bildkalender zu erstehen, den ich jedes Jahr meinem Mann für sein Dienstzimmer schenke. Mal sind es alte Reiteruniformen, mal Segelschiffe, dann alte Städteansichten — diesmal entschied ich mich für Spitzweg — von wegen der Romantik.

Ich selbst war schon neugierig auf ‚meinen' Kalender, denn alle Jahre bekomme ich einen Fotokalender mit unseren schönsten Fotos des Jahres, liebevoll von meinem Mann zusammengestellt. Fehlte also nur noch der Abreißkalender, der — Verzeihung — auf dem Klo hängt. In der Küche liegt auf dem Herd (wenn er zugeklappt ist natürlich!) ein hübscher Stoffkalender. Somit konnte ich beruhigt dem neuen Jahr entgegensehen — Tage und Monate waren sichtbar.

Unter dem Weihnachtsbaum lag zum Überfluß noch ein Tischkalender mit Stundeneinteilung und mit der Teelieferung kam ein Merk-Kalender für Geburtstage.

Die Weihnachtsgrüße der Freunde waren noch ungeöffnet. Zwei großformatige Päckchen waren darunter. „Au fein, sicher Schallplatten", freute sich mein Mann. Mit Spannung lösten wir die Hüllen und stellten ernüchtert fest, daß mein Schulfreund in Holland einen riesigen Bildkalender mit der Werbung für seine Firma geschickt hatte. „Hm", sagte mein Mann gedehnt. „Sehr hübsche Bilder."

Nun aber zu Brigittes Päckchen, die schickte voriges Jahr eine so schöne Schallplatte aus Rostock. Das Format stimmte, betrachtete man die Verpackung. Wieder Spannung — und da lag — ein Kalender! „Berge der Welt" — vornehmlich mit Bildern aus Ostblockstaaten und sämtlichen Feiertagen der Zone versehen. „Sicher war der teuer", meinte ich tröstend, „und die wollen uns doch auch eine Freude machen." — „Ja", sagte mein Mann und betrachtete sich Spitzweg.

Zwischen den Jahren hatte ich noch allerlei Einkäufe zu machen. Mein Fleischermeister freute sich, daß ich schon wieder Braten und Wurst brauchte und überreichte mir freundlich einen — Kalender! Nun ja, für die Küche, mit Rezepten auf der Rückseite und Würsten und Fleisch als Bildseite. Mein Mann war gerade so satt, daß er es ablehnte, diesen Kalender genauer zu betrachten. In der Drogerie hatte ich noch Kleinigkeiten zu besorgen. „Haben Sie schon unseren Kalender?" fragte der freundliche Drogist und gab mir den Drogerie-Kalender mit Make-up-Tips, Gesundheits-Tees, Seifensortimenten . . . Mein Apotheker, bei dem ich nur schnell eine Kamillen-Tinktur kaufte, überreichte mir strahlend ‚seinen' Kalender mit schönen Diätvorschriften. Meine Freundin in England, die etwas vergeßlich ist, hatte wohl zu spät bemerkt, daß Weihnachten wurde (sicher hat sie keinen Kalender!), und schnellentschlossen einen Kalender aus Wales geschickt.

„Haben wir Post?", fragte mein Mann, als er heimkam. „Ja", sagte ich, „einige Kalender!" „Aber wir können doch die enge Wohnung nicht mit Kalendern tapezieren", stellte er ratlos fest. Ich gab es auch auf, mit den Kalendern durch die Zimmer zu laufen und sie hier und da an die Wand zu halten — Bratwurst, Seifen oder Venedig paßten nicht zu den Bildern, die da schon hängen. „Das gibt nach einem Jahr Flecken an der Tapete!" warnte mein Mann. Er hatte ja recht. Gestern war ich beim Bäcker. „Haben Sie schon unseren Kalender?" fragte die Verkäuferin freundlich. Ich antwortete viel zu schnell: „Ja, ja, um Himmels willen!"

Was aber nun? Man kann doch ein neues, unschuldiges Jahr nicht einfach wegwerfen, bloß weil es täglich in immer anderem Gewand zu uns kommt!

Ich hatte eine Idee: Es regnete ausnahmsweise nicht — und so legte ich die Kalender dekorativ auf die Mülltonnen. Dann stellte ich mich hinter die Gardine und wartete ab. Die Nachbarn kamen, um ihre Mülleimer zu leeren, stutzten, zögerten, blätterten in den Kalendern. Ein Kalender nach dem anderen verschwand mit seinem neuen Besitzer. Ich war von Herzen froh und sagte laut: „Na denn — Prost Neujahr!"

Hannelore Uhse

Ein ungewöhnliches Rezept

Jetzt im Spätwinter werden Vitamine vom Körper besonders dankbar akzeptiert. Hier ist ein Rezept, das aus Stuttgart stammt, weitere Verbreitung jedoch verdient hätte: Gebraucht werden 2,5 dl Milch, gehackte Petersilie, 8 dl frisch gepreßter Spinatsaft, ein Teelöffel Traubenzucker, Quark, 1 Möhre und 1 Teelöffel Honig. Honig, Traubenzukker, Petersilie und Spinatsaft werden mit der Milch zusammen gut verrührt und in Gläser gefüllt. Dann jedes Glas mit gesüßtem Quark (es darf auch Schlagsahne sein) hübsch dekorieren und auf die weiße Haube noch etwas Petersilie und geraffelte Möhre streuen. Lecker und gesund. fd

21. Fortsetzung

Dazu gab es helles, gut gepflegtes Bier.

Abel wollte wissen, ob man hier auch übernachten könnte. Darauf sei sie leider nicht eingerichtet, erklärte die Wirtin. Abel bedauerte sehr. Es sei ihm danach zumute, sagte er und machte ihr eine Liebeserklärung in seiner charmanten Art, daß man ihm nichts verübeln konnte. Ob sie noch zu haben sei, fragte er, und sie ging lachend darauf ein: „Muß es gleich heute sein oder vielleicht lieber das nächste Mal?"

Das sei ihr anheimgestellt, konterte Abel. Sie wollte es sich überlegen. Ihr heiteres Lachen verschönte sie noch mehr. Neben anderen Vorzügen besaß sie auch Charme.

Wir wechselten den Platz, als wir gegessen hatten und zogen uns mit einer Flasche Rotwein zu einer Sesselecke ins Nebenzimmer zurück, wo wir damit rechnen konnten, allein zu bleiben.

Von dem, was ich von Abel zu hören wünschte, fing er unverhofft selber zu sprechen an. Er knüpfte dort an, wo wir aufgehört hatten während der Fahrt. „Es stimmt wirklich nicht", sagte er, „ich habe Esther nicht nachgespürt. Wozu auch? Erstens liegt es mir nicht, und außerdem wäre es Unsinn. Wenn sie miteinander schlafen wollten, brauchten sie dazu nicht nach München zu fahren."

„Du bist gut!" sagte ich. „Eine solche Unterstellung wäre mir im Traum nicht eingefallen. Es ist schamlos, so etwas überhaupt in Erwägung zu ziehen."

Abel zuckte die Achseln: „Schließlich ist allerhand vorgefallen im Laufe der Zeit. Du kennst ihre Aufzeichnungen nicht."

„Das ist unfair!" wandte ich ein. „Damals — ich nehme an, daß es das ist, worauf du anspielst, da hat sie unter Zwang gehandelt."

Das ‚Unvermeidliche', wie sie sich ausdrückt, wurde schließlich zu einem Erlebnis für sie."

„Du hast deine Tage und Jahre auch nicht als Heiliger zugebracht."

„Nein, das habe ich nicht. Ich werfe ihr auch nichts vor. Schließlich waren wir damals noch gar nicht verheiratet, soweit es den amtlichen Konsens der Ehe betrifft. Allerdings kann ich für mich in Anspruch nehmen, nach der vollzogenen Trauung keiner Frau mehr nahegetreten zu sein, von einem Ehebruch ganz zu schweigen. Und schließlich hast du mich falsch verstanden: ich unterstelle ihr nichts. Ich wollte nur sagen, ich bin den beiden nicht aus Eifersucht oder wegen irgend eines Verdachts nachgefahren. Ich bin gefahren, weil die Sache mich interessierte."

„Und ihr seid euch dort nicht begegnet?"

„Es ergab sich nicht."

Ich wollte wissen, welchen Eindruck er von der Veranstaltung nun wirklich nach Hause gebracht hatte, aber er ging auf meine Frage nicht ein; statt dessen stellte er eine Gegenfrage: „Ist dir eigentlich bekannt, wie es zuging, als ich Esther kennenlernte?" Ich konnte mich nicht entsinnen. Esther als seine Frau war für uns, seine Freunde, zu einem Faktum geworden, wie und wodurch, war mir verborgen geblieben.

„Es war zwei Jahre nach der berühmt-berüchtigten Machtübernahme; du weißt, daß ich mehrere Jahre auf See und im Ausland zugebracht habe und danach für einige Zeit..."

„... daß du am Rhein hängengeblieben warst — ich weiß. Dort lerntest du den Professor kennen; Esther sagte mir, er sei tot."

„Und jetzt gibst du auf? Hängt es mit Esther zusammen und ihrer... Eskapade?"

Er nickte versonnen. „Sie war gewissermaßen der Mittelpunkt, um den sich alles konzentrierte, aus dem alles kam, was mich vorläufig noch bewegt, nicht im trivialen Sinne, als Frau... als Geliebte, es war mehr. Es waren die Umstände, unter denen wir uns gefunden haben, in dem Augenblick, da ich am stärksten empfänglich war, das Drum und Dran — aber lassen wir das. Es ist sinnlos, darüber zu sprechen." Dabei dachte ich: ... er ist mit daran schuld! Warum nimmt er sie nicht an die Kandare? Warum läßt er die Zügel schleifen? Zugleich fiel mir ein: Was könnte eine gewaltsam gezähmte Frau noch zu geben ha-

DURSTSTRECKE

ROMAN VON PAUL BROCK

„Ja — er ist tot! Es war ein traurig-tragisches Ende, zumal er so voller Hoffnung und Pläne war..."

Unwillkürlich ließen wir eine Schweigeminute verstreichen; ebenso unwillkürlich griffen wir nach den Gläsern und tranken sie leer; den Rest füllten wir damit aus, die Wolke von Tabakrauch um einige Züge zu verdichten. „Merkwürdig", sagte Abel zwischen zwei Zügen. „Eben kommt es mir in den Sinn: durch ihn hat mein Stern aufzusteigen begonnen; jetzt, da er tot ist, beginnt er zu sinken, vielleicht ist er bereits im Verlöschen."

„Quatsch!" sagte ich ärgerlich. „Gerade du hast es wohl nötig, dein Prestige hochzuspielen! Deine Bücher kommen beim Publikum an wie eh und je."

„Das bedeutet gar nichts", erwiderte er. „Eine Krise hat jeder einmal."

Er schüttelte müde den Kopf. „Du solltest es besser wissen, da du mich wie kein anderer kennst. Immer ist der Motor meines Schaffens das Erlebnis gewesen. Am Beginn habe ich aus dem Vollen geschöpft: Zuerst war es die Landschaft, dann die See und das Abenteuer; dann kam das Erlebnis der Liebe, die Frau... wohlgemerkt — ich habe nicht ‚die Frauen' gesagt. Ich meine das Phänomen ‚Frau' an sich."

ben? Der Zauber dieses magischen Kräftespiels wäre für immer dahin.

Es war das letzte Mal, daß wir so lange beisammen waren und so unentwegt intensiv miteinander sprachen. Er war von uns beiden derjenige mit der stärkeren Intuition und der reicheren Lebenserfahrung. Er war immer aktiv, während ich in passiver Schau das Leben an mir vorüberziehen ließ.

Auf der Heimfahrt war der Fluß der Gespräche versiegt. Nur einmal stellte ich eine Frage: „Was würdest du davon halten, wenn ich Esther ins Gebet nehmen würde?"

„Nichts", sagte er.

Ich setzte Abel vor seiner Haustür ab. Es war das letzte Mal, daß wir uns die Hand reichten, das letzte Mal, daß ich ihn sah. Ich hatte vor, einige Stunden zu schlafen und dann zu Regina zu fahren, die mich zu bestimmter Stunde erwartete. Erst dann, als ich Abel im Haus verschwinden sah, fiel mir ein, daß zwischen ihm und mir eine Verabredung bestand. Er wollte mit mir in die Stadt zurückkehren, um seinen Wagen zu holen; wir hatten es im Augenblick des Abschieds vergessen gehabt, nur sagte er, er wolle nun einen langen Schlaf tun. Als ich in die Hauptstraße einbog, die den Markt überquert, öffneten gerade die Läden. Vor einem der Läden mit Delikatessen, in dem ich seit Jahren als Kunde bekannt war, bemerkte ich einen Federwagen mit Schimmelgespann. Ein junger Kutscher im Fond schien auf jemand zu warten. Da ich den Wagen noch niemals gesehen hatte, konnte ich nicht vermuten, im Innern des Ladens mit Esther zusammenzutreffen. Sie kam mir gerade entgegen, als ich die Tür öffnete. Die Pakete in Armen und Händen drohten ihr zu entgleiten. Sie sagte: „Hallo Markus!" und sie bat mich: „Würdest du mir bitte etwas abnehmen; draußen wartet der Wagen auf mich."

„Gern, sagte ich, und fügte wie beiläufig hinzu: „Wenn du Abel sehen willst... er ist jetzt zu Hause." Für Sekunden verlor ihr Gesicht alle Farbe, um dann wie von einer anbrandenden Lichtflut getroffen jäh zu erröten.

Sie war gerade dabei, in den Wagen zu steigen, als mir das Problem mit dem Wagen einfiel. Ich meinte, er würde es mir vielleicht übel nehmen, wenn ich ohne ihn zu Regina fahre. Ich wüßte aber nicht, wie ich es anders einrichten sollte.

„Wann fährst du?" erkundigte sie sich.

Ich rechnete nach: „Kurz vor zehn."

„Kann ich den Wagen nicht abholen?" fragte sie.

„Sicher."

„Nimmst du mich mit? Oder kann dabei etwas schiefgehen?

Das glaubte ich nicht.

„Also gut! Ich bin Punkt zehn Uhr bei dir."

Fast auf die Minute erschien Esther vor meiner Haustür, zu Pferd und entsprechend gekleidet. Im Reitdreß wirkte sie sehr attraktiv. Ein zweites Pferd wurde von einem zwölfjährigen Jungen geritten, den sie wie einen Pagen behandelte. Ihm fiel die Aufgabe zu, das ledig gewordene Tier wieder zum Gutshof zurückzubringen.

Ich trat ans offene Fenster. Ihre Ankunft fiel so aufwendig aus, daß ich es nicht überhören konnte. Kurz danach setzten wir uns in Bewegung.

„Ein Auto habt ihr wohl nicht auf dem Hof?" wollte ich wissen.

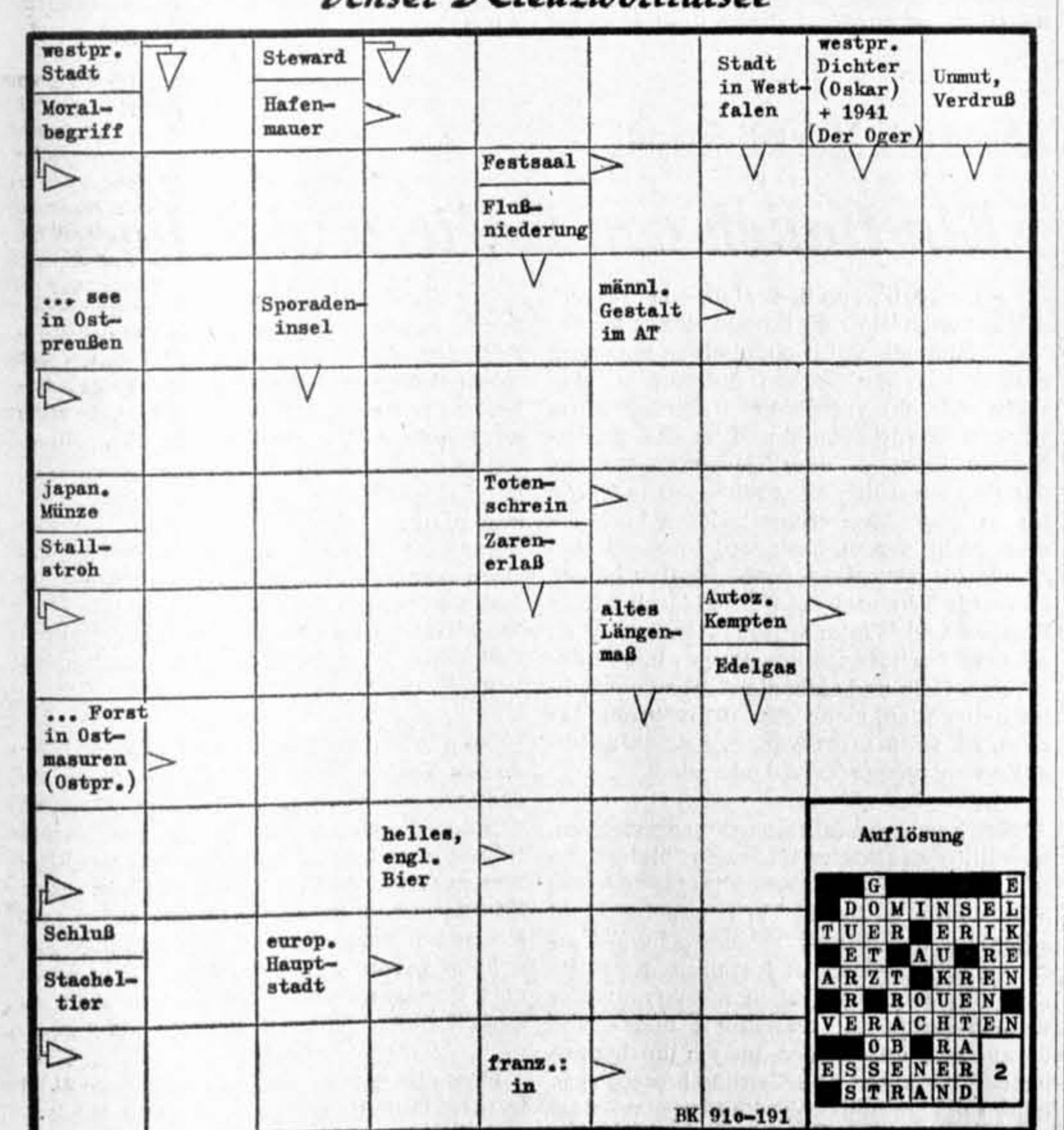
„Doch, aber es war niemand zur Stelle, um es zurückzufahren."

„Du reitest gern?" fragte ich.

„Sehr gern", beteuerte sie, „von Kindheit an. Es ist für mich etwas ungemein Vertrautes. Auch Abel hatte viel Freude am Reiten. Ich nahm an, es würde ihm auch hier wieder Spaß machen, er könnte jeden Tag das Vergnügen haben, aber da habe ich mich in meiner Annahme anscheinend geirrt."

Fortsetzung folgt

Unser Kreuzworträtsel



Auflösung in der nächsten Folge

Herbert Berger

„In meinem Alter, wieso?"

Als die Marie Korngiebel sagt, daß sie an einem Kursus ‚Englisch für Anfänger' teilnehmen will und daß diese Sache äußerst dringlich sei, da sieht das Mädchen hinter dem Schreibtisch erstaunt auf die alte Frau, ordnet dabei völlig überflüssigerweise einige Akten, nur um ihre Verblüffung zu verbergen. Die Korngiebel fügt hinzu, sie sei von Gumbinnen, falls es wichtig sei.

Das Mädchen hinter dem Schreibtisch lächelt; sie sei von Allenstein, ja, geboren in Allenstein und 1970 erst hierher gekommen. Fünfzehn Jahre hätten sie warten müssen. Nun geht mit der Marie Korngiebel eine Veränderung vor, die nur der begreift, der plötzlich etwas Verlorenes wiederfindet.

„Ja, drüben waren wir Deutsche, und hier sind wir Polen, nicht für alle, aber für manche", sagt das Mädchen. Deutsch gesprochen wurde nur daheim, wenn daheim die kleine enge Wohnung war, in die man sie gesteckt hatte. Sie hatten es aufgegeben, dann plötzlich erhielten sie Bescheid, sie könnten nach dem Westen ausreisen. „Wissen Sie, eigentlich war ich schon eine Polin, denn wenn ich auf das Gymnasium wollte, mußte ich es sein. Auch meine bestandene Prüfung zählte nicht, sie lehnten mich ab, wahrscheinlich hatten sie unseren Ausreiseantrag gefunden."

Und als dann eine Weile später die Marie Korngiebel einsieht, so einen Kursus, wo man in wenigen Tagen Englisch lernen kann, den gibt es hier nicht, da befolgt sie den Rat des Mädchens. Sie kauft sich Schallplatten, spielt sie und lernt dabei einige wichtige Brocken in englischer Sprache. Seltsam, in den letzten Wochen hat sie kaum über die Folgen ihrer Entscheidung so richtig nachgedacht, jetzt aber, wo alles schon lief, wo sie mittendrin war, wurde ihr bewußt, wie endgültig alles war.

Wen sollte sie auch fragen, was sie tun sollte?

Sie hatte ihre Kinder noch einmal besucht, eine ziemliche Strapaze, weil die weit verstreut waren. Sie überraschte sie mit ihrem Vorhaben in doppelter Hinsicht. Einmal, weil sie so plötzlich auftauchte, dann, weil sie die große Reise ankündigte. Ob sie denn keine Angst habe, so gleich nach Amerika, und dann in ihrem Alter. Die Korngiebel staunt und sagt: „In meinem Alter, wieso?"

Wegen Amerika — Angst? Marie Korngiebel und Angst?

Was ist eigentlich Angst? Was war denn damals? Der Treck schlich sich durch die Schneewüste. Die Natur schien grausam, aber sie war noch gnädig, gegenüber der menschlichen Grausamkeit.

Kinder und alte Menschen unterwegs. Es gibt nur eine Richtung. Westen. Sie sind von der verstopften Hauptstraße abgekommen. Der Treck muß zusammenbleiben, wer hier abbröckelt, ist verloren. Marie Korngiebel ist vollkommen erschöpft, schon die ganze Nacht ist sie auf den Beinen, auch wenn sie eine Rast gemacht hatten. Es gab immer etwas, das Entscheidungen verlangte.



Im Winterwald Foto Gottschalk

Da war der alte Stenzel, der ganz einfach nicht mehr weiter wollte, die Kerkmann, die ein Kind erwartete und sich mit Selbstmordgedanken trug.

Marie Korngiebel hielt den ganzen Treck zusammen, sie hatten sie akzeptiert, ohne viel Worte, ohne Abstimmung, ganz einfach, weil sie eben so war.

Wie war es denn gewesen, am Fluß? Plötzlich standen sie an seinem Ufer. Ein diesiger undurchsichtiger Winterabend, man sah nicht weit. Glück im Unglück, viele dieser Elendszüge wurden beschossen, überrollt oder niedergewalzt.

Der erste Wagen des Trecks war zu weit an die Uferböschung gekommen, rutschte fast lautlos ab, legte sich langsam auf die Seite. Die Strohballen rutschten weit auf das Eis, dazwischen die bunten Punkte der eingepackten Kleinkinder, auch Säuglinge waren dabei. Zufällig war die Korngiebel gerade an der Treckspitze. Die Frauen schrien wild durcheinander und wollten auf das Eis. Wie es die Korngiebel geschafft hatte, daß sie es nicht taten, weiß eigentlich niemand mehr. Es wäre der Tod vieler Kinder und Mütter gewesen, denn das brüchige Eis hielt wohl diese leichten Bündel, aber niemals diese Frauen. Ganz in der Mitte des Flusses konnte man den unregelmäßigen unheimlichen schwarzen Strich sehen, dort floß das Wasser.

Die Korngiebel hatte plötzlich ein Wagenbrett in ihren blutenden Händen, ließ sich mit Pferdeleinen anbinden, und sie schoben das Brett zu den Kindern. So holte sie eins nach dem anderen vom Eis.

Ja, sie hatte Angst gehabt, schreckliche Angst, als sich unter ihr das Eis bewegte, als es knisterte und knirschte, als die Spinnenarme der Risse unter dem Brett waren. Später, als alles vorbei war, da fiel es den anderen ein, daß sich die Kinder der Korngiebel hinten im vorletzten Wagen befanden. Ja, so war sie, die Korngiebel, sie führte den Treck, sie glaubten und vertrauten alle dieser Frau.

Dabei schleppte sie diesen schrecklichen Brief mit sich herum, Gustav Korngiebel vermißt.

Sie hatte mit niemandem darüber geredet, weil sie alle mit sich selbst genug zu tun hatten.

Dann waren sie endlich in Sicherheit, der Krieg war aus. Das Dorf nahm zwar diese Frau mit ihren vier Kindern auf, aber vielleicht nur, weil sie von der Behörde einen Schein mit Stempel und Unterschrift hatte.

Marie Korngiebel kroch auf den Feldern herum, sie scheute keine Arbeit. Korngiebel, Gustav, nicht mehr vermißt, gefallen. Ja, damit mußte sie auch fertig werden. Angst vor der Zukunft? Sie zeigte sie nicht, wie eben damals bei dem Treck auf der Flucht. Mit den Jahren begriffen die Dorfleute, wie die Marie Korngiebel ihnen allen Achtung aufgezwungen hatte, nur durch ihre Arbeit und mit ihrer Persönlichkeit.

Nun sitzt diese Frau in einem modernen Luftriesen. Die Eleganz ihrer Umgebung verwirrt sie nicht, weil sie einer neuen Aufgabe entgegensieht . . . Wo ist die Angst?

Na ja, wenn sie noch welche hat, dann sieht man sie ihr nicht an. Sie fliegt nach einem kleinen Ort bei Detroit. Ihre älteste Tochter wartet auf sie. Nein, sie wird sie nicht abholen, nicht ihre Tochter. Querschnittlähmung, drei Kinder und ein Mann. Eine Aufgabe für die Korngiebel, keine Rückfahrkarte notwendig. Wie wird alles sein, da drüben?

Einige Brocken Englisch hat sie schon gelernt. Sie wird mit den Kindern reden können. Und sie lächelt dabei, dann überwältigt sie der Schlaf, es war ja auch ein bißchen viel, die ganzen Vorbereitungen, dann die lange Reise.

„Entschuldigen Sie bitte, aber wir landen, warten Sie, ich helfe Ihnen beim Anschnallen." Die Stewardeß lächelt die Korngiebel an, sie mag solche mütterlichen Frauen.

Wenn nun jemand die Marie Korngiebel auf dem Flugplatz begrüßen würde, könnte er sagen: „Hier kommt die Marie Korngiebel aus Gumbinnen, falls es jemand nicht kennt, es liegt in Ostpreußen und ist für die Marie Korngiebel das schönste Stück Erde, das es gibt.

Viele Menschen verdanken dieser Frau sehr viel. Sie hat Angst gehabt vor dem Feuer, dabei durchlief sie es. Sie hat Angst gehabt vor dem Eis und dem Wasser, dabei überwand sie es.

Sie ist noch nie in ihrem Leben in einem Flugzeug geflogen, sie hat auch diese Angst nebensächlich empfunden, weil sie es nicht ihretwillen, sondern um ihrer Liebe willen tat. Sie lernte Englisch um helfen zu können."

Aber da steht kein Begrüßungsredner. Eine Frau im Rollstuhl, neben ihr ein Mann, dann drei Kinder.

Marie Korngiebel ist eingetroffen. Sie hat viele Tage und Nächte gelernt, um mit den Kindern englisch reden zu können.

Die Kinder zögern einen Augenblick, dann laufen sie auf Marie Korngiebel zu. Der älteste Junge sagt: „Bist du unsere Oma?"

Es klingt natürlich ein bißchen holprig und einstudiert, viel mehr wird er nicht können. Aber es genügt, daß die Frau Marie Korngiebel plötzlich in reinstem Ostpreußisch redet, das passiert ihr immer, wenn sie aufgeregt ist. Und merkwürdig, auch wenn die Kinder und der Mann sie kaum verstehen, wissen sie, was diese alte Frau meint. Die Tochter im Rollstuhl lächelt, warum auch nicht?

So endet die große Reise der Marie Korngiebel. Die Nachbarn staunen über diese alte Dame aus Deutschland, wie sie den Laden schmeißt. Natürlich holpert sie mit Sprachbrocken herum, aber dies scheint allen nebensächlich zu sein. Sie hat noch drei Kinder in Deutschland, drei Familien, aber sie ist zu ihrer damals ausgewanderten Tochter gekommen. Ganz einfach dagewesen, weil sie schon immer einen Blick für das Notwendige hatte.

Wird sie sich einleben?

Sie erlebt das Negerproblem in unmittelbarer Umgebung. Sie sei selbst einmal eine Negerin gewesen, vielleicht in Polen, vielleicht in Deutschland, es komme nicht unbedingt auf die Hautfarbe an. Die Leute verstehen sie nicht ganz, aber sie ahnen etwas.

Sie erzählt von Gumbinnen, ihrem Gumbinnen, von ihrem weiten Weg bis hierher. Da begreifen sie es. Wenn man die Heimat verliere, sei es sehr schlimm, aber wenn man sich selbst verliere, sei es noch schlimmer, da sei keiner zu jung oder zu alt. Sie denkt an das junge Mädchen in der Volkshochschule, die in Polen eine Deutsche und in Deutschland eine Polin war.

Sie könnte sich . . . Ja, was könnte sie alles?

Von Gumbinnen bis in diesen kleinen Vorort von Detroit, ja so weit und wenn es notwendig wäre, noch weiter reicht die Kraft der Marie Korngiebel.

Und wenn sie einer fragen würde, so wegen der ganzen Plackerei, der Strapazen, und eben wegen ihres Alters, könnte er mit ziemlicher Sicherheit hören: „In meinem Alter, wieso?"

Der Nordost

Ich schau in die Zeitung —
Wetterbericht.
Wind aus Nordost,
stark flackert das Licht.
Kaum daß er angekündet,
der graus'ge Nordost,
schon ist er da und mit ihm
die Kälte, der Frost.
Er klopft an Fenster und Türen
recht hart;
welch Tosen —
Ungeduld ist seine Art.
Er kommt von daheim.
„Tritt ein, halt ein im Lauf!"
„Mein Leben ist regen —
nicht lang ich verschnauf."
„Was hast du daheim vernommen,
bärt'ger Riese?"
„Vorerst als Gruß
eine himmlische Brise!
Die Heimat, sie trauert um dich.
Sie schaut so öde und traurig.
Hat ertragen so manch' grausige Tat,
darob sie hie und da geblutet hat.
Nun sich sehnt
nach all den lieben Alten,
die sie geformt, die sie erhalten."
Er schaut zur Uhr.
Die Stunden fliehn.
„Laß mich nun meines Weges ziehn!"
„Noch eins, wenn du den Kreis
um diese Erd' beschrieben,
so kommst du sicher
wieder vorüber da drüben.
Grüß mir die Heimat ganz herzlich,
sag, ich komme sobald als möglich."
Ein Toben, ein Krachen —
welch ein Graus.
Wer hat mir gelöscht
das Licht nun aus?
Gespenstig steigt der Nebel
aus dem Fluß;
im Hades wird er wohl geboren.
So feucht und kalt
ist nur ein Todeskuß.
Das Licht hat seinen Glanz verloren.

Horst Mrotzek

Annemarie Meier-Behrendt

Ein Hauch von Kälte und Schnee

Manchmal, wenn in der Luft so ein Hauch von Kälte und Schnee liegt und der Himmel vorm Dunkelwerden noch einmal in allen Farben aufleuchtet, und wenn sich ein verspäteter Krähenschwarm schwarz davor abhebt und zu den Schlafnestern fliegt — nach Hause fliegen sie, pflegten wir früher zu sagen —, dann werde ich an Kindertage erinnert. Zwar kann ich mich nicht darauf besinnen, Morgen- und Abendrot besonders beobachtet zu haben. Es wurde Tag und es wurde Nacht, wie es Sommer und Winter wurde. Aber zwischen all dem flammenden Rot, Purpur und Orange, dem Gelb und Gold steht oft so ein kühles helles Blau, mehr ein Türkis schon, das mich, ich weiß nicht warum, an winterlichkalte vergangene Tage denken läßt.

Dann kommen mir Erinnerungen an Schnee, unendlich viel Schnee und mein Spielgefährte Manni und ich versuchen im Garten eine Schneeburg zu bauen. Wir schieben und schaufeln den Schnee zusammen und keuchen und schwitzen und spüren die Kälte nicht. Ein Bänkchen haben wir uns aus der weißen Pracht zurechtgeklopft und sitzen darauf und lutschen an langen durchscheinenden Eiszapfen. Die Gardine bewegt sich. Hinter der Scheibe droht die Mutter mit dem Finger. Wir springen auf und werfen die Zapfen geschwind in den Schnee.

Der Eierschlitten kommt mir in den Sinn. Weshalb wir ihn so nannten, weiß ich nicht. Er hatte ein rotes Eisengestell mit einer Rückenlehne, und seine Sitzfläche hatte Ähnlichkeit mit einer Geige. Vielleicht nannten wir ihn deshalb so, weil er nie einen Hügel mit uns gerade hinunterfuhr, sondern weil er schlingerte — eben eierte — und uns bei schnellerer Fahrt unweigerlich in den Schnee kippte. Keine von uns beiden Schwestern wollte ihn haben. Es gab oft Streit um den schönen großen Schlitten Marke ‚Davos'. Ich aber als die Kleinere zog eben doch den kürzeren und mit dem Eierschlitten davon.

An den zugefrorenen Tümpel in der Mulde des Kartoffelackers muß ich denken, auf dem wir rutschten und schorrten. Oder an den See, die ebene weite Fläche, von Eis und Schnee zugedeckt. Neidvoll sahen wir Kleinen zu, wenn die Großen mit den blitzenden Schlittschuhen unter den Füßen sicher ihre Kreise und Bahnen zogen. Wir träumten insgeheim davon, auch einmal, vielleicht schon nach dem nächsten Weihnachtsfest, so schnell und schön auf dem Eise zu laufen . . .

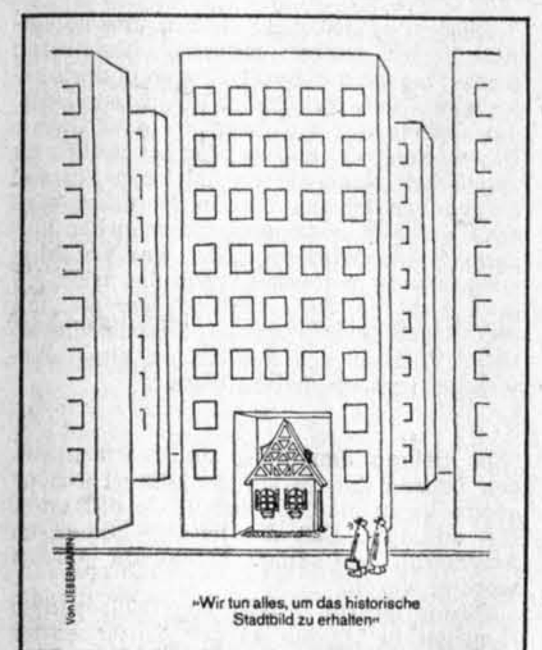
Heute ist wieder so ein Abendhimmel und in der Luft liegt jener gewisse Schneegeruch. Aber solche Winter wie in Kinderzeiten gibt es wohl nicht mehr. Oder doch?

Wochenende um Wochenende staut sich der Verkehr auf den großen Ausfallstraßen. Tausende, wenn nicht gar Millionen, zieht es an diesen Tagen hinaus aus der Öde der Städte. Dabei nehmen viele Menschen sogar lange Wartezeiten in Kauf, um wenigstens für ein paar Stunden den Betongiganten, sprich Wohnhäusern, zu entfliehen und die Beschaulichkeit kleinerer Orte auf dem flachen Land zu genießen. Sommers wie winters, und nicht nur in der Ferienzeit, sind diese Blechkarawanen unterwegs —, fast könnte man meinen, eine moderne Völkerwanderung sei angebrochen.

Hier soll keineswegs ein Bild der fernen Zukunft aufgezeigt werden, vielmehr wird der aufmerksame Beobachter erkennen, daß es sich um ein Phänomen unserer bundesdeutschen Gegenwart handelt. Denn — Hand aufs Herz — wie sieht es heute in unseren Städten aus? Offenen breiten Schnittwunden gleich ziehen sich Straßen durch den Leib der Stadt, die in einigen Vierteln lediglich aus Betonsilos und sogenannten ‚Architekturelefanten' besteht, aus denen offenbar jegliches Leben verbannt wurde. Geschäftsviertel werden diese Stadtteile oft genannt, am Wochenende und während der Arbeitsstunden muten sie jedoch eher an wie eine Geisterstadt. Ein Zyniker könnte behaupten, auf einem Friedhof wäre mehr Leben als in diesen Geschäftsvierteln . . .



Moderner Städtebau heute: Geisterstädte aus der Retorte



Zeichnung aus „Hör zu"

Leben, oder vielmehr schlafen muß der Mensch von heute in den Siedlungen am Stadtrand — bei den langen Anfahrtswegen vom Arbeitsplatz zum Heim im Grünen bleibt oft kaum noch Zeit zum Leben. Kaum einer wird leugnen können, daß die vielzitierte Lebensqualität, die einst als Wahlschlager ins Volk gestreut, gerade in den letzten Jahren mehr denn je ins Dunkel der Vergessenheit gestoßen wurde.

Allein auf Grund dieser Tatsachen nimmt es denn auch nicht weiter wunder, daß viele Menschen es vorziehen, in einer gepflegten Altstadtwohnung zu leben als ihr Dasein in menschenfeindlichen Wohnwaben zu fristen. Eine Umfrage des Allensbacher Instituts für Demoskopie, das im Auftrag des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz durchgeführt wurde, ergab kürzlich, daß 38 Prozent der Befragten lieber in einem Fachwerkhaus in der Innenstadt wohnen würden als denn in einem Neubaugebiet. Handelt es sich dabei um ein soeben renoviertes und mit Zentralheizung und Bad ausgestattetes Haus, entschließen sich sogar 47 Prozent für diese Wohnung in der Altstadt.

Vor allem Menschen mit höherer Schulbildung und Angehörige gehobener sozialer Schichten fanden sich nach der Allensbach-Umfrage bereit, in einer Altbauwohnung zu leben. Für 8 Prozent der Befragten — meist junge Leute — ist das Wohnen in der Innenstadt sogar ein Wunschtraum. Die Begegnung mit den Nachbarn in zugänglichen Innenhöfen und auf Plätzen, die Sehenswürdigkeiten der Stadt und die gemütlichen, großen Räume der Wohnungen waren die meistgenannten Gründe für diesen Wunsch.

Bundesbürger, die bereits seit längerem in der Altstadt leben, gaben in der Befragung ebenfalls an, welche Vorteile sie an ihrer Umgebung besonders schätzen. Die gute Verkehrslage stand mit 75 Prozent an der Spitze, während die Nähe der Geschäftsviertel von 63 Prozent und die Nähe des Arbeitsplatzes von 40 Prozent der Befragten genannt wurden.

Dieser Trend zur Altstadt, der schon seit einiger Zeit erkennbar war, wird nicht zuletzt in der Reisesaison durch viele tausend Touristen bestätigt, die auf Omnibussen einer zweiten Welle der Romantik entgegenrollen. Reisen in romantische Städte diesund jenseits unserer Grenzen sind meist Reisen in die Vergangenheit. Die Nostalgie, ein Schlagwort unserer Zeit mit vielerlei Erscheinungsformen, ist zum großen Teil auch durch die Unmenschlichkeit unserer Großstädte hervorgerufen worden. Wenn auch mehr als zwei Jahre nach dem ‚Europäischen Jahr des Denkmalschutzes' sehr viel von der Initiative des Europarates gesprochen wird, so sind dennoch unsere letzten Reservate der Beschaulichkeit in Gefahr. Jeden Tag kann heute ein Warenhaus, eine Bank, eine Stadthalle oder ein Wohnsilo die Silhouette der wenigen romantischen Städte zersprengen und die letzten Oasen der Menschlichkeit zerstören.

So ist auch vielerorten die Idee des Denkmalschutzjahres falsch oder einseitig interpretiert worden. Unter dem Motto ‚Eine Zukunft für unsere Vergangenheit' wurde einst angeregt, charakteristische Merkmale in Stadt und Land zu erhalten und zu fördern. Die Verantwortlichen betonten immer wieder, es gelte nicht, lediglich einzelne Denkmäler für die Nachwelt zu ‚konservieren', vielmehr müßten ganze Wohnviertel saniert werden, Gesamtkomplexe von historischem und ästhetischem Wert geschützt und einer lebendigen Aufgabe zugeführt werden.

In einem Beitrag der ‚Denkmalschutz Informationen' ging Dr. Georg Mörsch, Landeskonservator Rheinland, vor kurzem auf die Einseitigkeiten in der Denkmalpflege ein: „Zu den Einseitigkeiten unserer Denkmalpflegeszene gehört gewiß auch, daß über das Phänomen ‚Patina' zur Zeit kaum nachgedacht wird. Wer einmal die sensible Diskussion über diese Altersspuren am alten Objekt, die um 1900 geführt wurde, nachvollzieht, kann sich über die unbekümmerte Meinung manches Denkmalpflegers ‚Patina ist Dreck und der muß weg' nur wundern . . ."

„Nachdem klar genug geworden ist, welchen atmosphärischen Reiz moderne Nutzungen alter Bauten verdanken, scheinen die ursprünglichen Nutzungen fast grundsätzlich nicht mehr gut genug, nicht mehr ausnutzend genug zu sein", schreibt Mörsch weiter. „Das gilt für ganze erhaltene Dörfer, die der Würdigung, aber auch der Belastung durch den Tourismus ausgesetzt werden müssen, wie für Einzelbauten, wo jede Kate eine ‚rustikale' Herberge und jedes Bürgerhaus ein Jugendtreff werden muß. Ist der selbsterlebte Fall der gemeindeeigenen Remise, für die ergebnislos eine Nutzung gesucht wurde, während die Gemeindefahrzeuge keinen Unterstellplatz hatten, so untypisch?"

Ein weiterer Beweis für die einseitige Auslegung der Idee des Denkmalschutzes ist ohnehin in der Einstellung mancher Städtebauer zu finden, nur die Fassade eines Gebäudes sei erhaltenswert. Da werden dann kurzerhand wertvolle Innenräume zerstört, und auch erhaltenswerte Treppenhäuser fallen der Spitzhacke zum Opfer. Nicht genug damit — so manch ein Denkmalpfleger schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als man ihm anriet, die alte Fassade doch einfach abzureißen und durch eine Kopie zu ersetzen . . .

Prof. Dr. Gottfried Kiesow, Vorsitzender der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland, betonte einmal: „. . . So ist es an der Zeit, vor diesem rücksichtslosen Umgang mit Baudenkmälern nachdrücklich zu warnen. Er ist eine Folge der einseitigen Betonung des Gestaltwertes und der Unterbewertung der historischen Dimension, die eine Erhaltung der gesamten Originalsubstanz als Quelle für die Geschichte von Kunst, Wirtschaft, Technik und Wohnkultur verlangt. Die phantasielose Anwendung moderner DIN-Normen, Wohnungsbaurichtlinien, der Forderung nach mehrfacher statischer Sicherheit, Pflegeleichtigkeit und technischer Perfektion nehmen den historischen Bauten ihre spezifische Eigenart und ihren Reiz und verwandeln sie in bloße Abbildungen moderner Gebäude, von denen sie sich dann nur noch durch eine historische Architekturtapete unterscheiden."

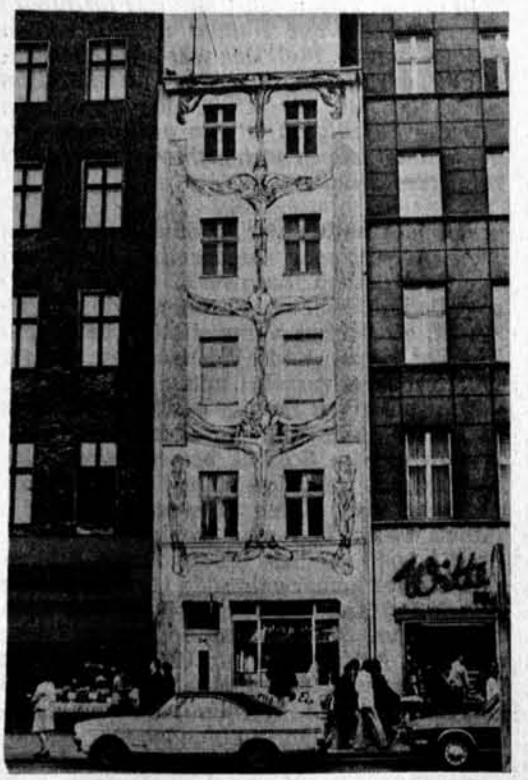
Und damit wären wir bei einem weiteren entscheidenden Gesichtspunkt, den doch oft seltsamen Plänen und Vorstellungen unserer heutigen Architekten. Wenn man Architektur schlechthin als einen Ausdruck der Empfindung des herrschenden Zeitgeistes versteht, muß auch der vorsichtigste Kritiker zu dem Schluß kommen, daß es mit dieser Empfindung in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts nicht sonderlich gut bestellt sein kann.

Wen wundert es da noch, wenn ein namhafter Architekt öffentlich verkündet: „Die Siedlungen der Wohnungsbaugesellschaften, die Hochhäuser der Banken und Konzerne, das ist alles keine Architektur, sondern Bauindustrie, das betrifft uns nicht?" Wenn sich die Baumeister von heute derart aus der öffentlichen Verantwortung herauskatapultieren, wer ist denn dann überhaupt noch verantwortlich für die oft wüsten Städte, in denen wir heute leben müssen?

„Euer Bauen ist leer und zu wenig zukunftsfroh"

Geht man einmal durch die Straßen unserer bundesdeutschen Städte, muß man an manch einer Ecke mit Erschrecken feststellen, daß durch den Bauboom der vergangenen Jahre oft mehr zerstört wurde als durch den letzten Krieg. Da prangt zwischen altehrwürdigen Bauwerken aus dem vorigen Jahrhundert ebenso stolz wie geschmacklos die Fassade eines Neubaus. Merkwürdigerweise wird dieser Kahlschlag dann auch noch „Sanierung", also „Heilung" genannt. Dabei aber ist die Wunde, die in den städtischen Organismus geschlagen wurde, hier besonders sichtbar.

Gedankenlose Stadtväter und Städteplaner erdreisten sich dann sogar zu behaupten, die Zeit heile alle Wunden. Warum sollte man sich dann aufregen, wenn inmitten von Jugendstil-Fassaden Baulücken mit Kunststoffarchitektur aufgefüllt werden? Man wird sich schon daran gewöhnen, es ist eben nur eine Frage der Zeit . . .



Oase der Beschaulichkeit: Altes Haus wird wieder jung Fotos (2) BfH

Noch nie hat die Baukunst so schrankenlose Freiheiten genossen wie in diesem Jahrhundert. Neue Baustoffe wie Beton, Stahl, Glas und Kunststoff gaben den Architekten ungeahnte Möglichkeiten an die Hand. Die Zerstörungen beider Weltkriege taten das Übrige: Aus den kahlgeschorenen Zentren erwuchs ein Bauparadies, auf dem sich die Architekten ungestört austoben konnten. Kennzeichen der Einstellung mancher Architekten mag der Ausspruch des Schweizers Hans Bernoulli sein: „Wer das Ideal einer Stadt . . . verwirklichen will, der braucht eine reine Fläche, der braucht eine Tabula rasa." Das Resultat ist denn auch heute in fast jeder deutschen Großstadt zu bewundern . . .

Nachdem es nun in vielen Bereichen Mode geworden ist, den Bürger um seine Meinung zu fragen, ließen es sich auch viele Architekten nicht nehmen, sich für die Bedürfnisse der Bewohner zu interessieren. Das Ergebnis allerdings war oft ein völliger Verzicht auf jegliche Architektur. Es entstanden Häuser, die austauschbar sind, sie türmen sich immer höher gen Himmel und wachsen chaotisch bösartigen Geschwüren gleich. Dem Bürger jedoch ist damit keineswegs gedient. Isolation und Anonymität, ja sogar Kriminalität sind in diesen Neubauvierteln besonders stark zu verzeichnen.

Die Sackgasse in der Baukunst ist von manchen Architekten bereits selbst erkannt worden. Der Stuttgarter Architekt Prof. Hans Kammerer betonte im vergangenen Jahr anläßlich des Deutschen Architektentages in Düsseldorf: „Die Regeln für das gesunde und schöne Wohnen, für den Umbau und die Erweiterung der Städte sind zu Bibliotheken von Gesetzen, Verordnungen, Normen und Formularen erstarrt. Für Innovation und Entwicklung ist in diesem verfilzten Gestrüpp kaum ein Weg mehr zu bahnen. Die Architektur ist total verwaltet: verordnete Mittelmäßigkeit."

Sehr viel drastischer drückte es Prof. Frei Otto auf dem 122. Schinkelfest des Architekten- und Ingenieurvereins zu Berlin aus: „Hört endlich auf, weiterhin so zu bauen. Euer Bauen ist leer und zuwenig zukunftsfroh. Es ist widernatürlich. Mir wird speiübel, wenn ich Neubauviertel nur sehe, und nicht alleine mir. Die Armen, die drin leben müssen. Wo bleibt die Menschenliebe? . . Wir bauen die Stadt und versteinern die Natur . . ." „Unsere Zukunftsaufgabe ist der aktive Neuaufbau der Synthese zwischen Natur und Mensch", führte Prof. Otto weiter aus. „Das Haus, die Klimahülle zum Wohnen, Aufwachsen und Arbeiten, spielt dabei die Schlüsselrolle."

Die Zeiten, da der Architekt zugleich auch ein Künstler war, sind vorbei. Man denke nur an die Baumeister vergangener Jahrhunderte wie Andreas Schlüter, Karl Friedrich Schinkel oder Friedrich Gilly. Hier ist allerdings nicht nur den Architekten ein Vorwurf zu machen, denn auch die Zeit hat sich geändert: Zweckmäßigkeit steht allerorten im Vordergrund. Eine engere Zusammenarbeit zwischen Künstlern und Architekten wäre jedoch wünschenswert. Vielleicht gelingt es dann, wieder für den Menschen zu bauen und nicht gegen ihn.

Silke Steinberg



Auf den Spuren ostpreußischer Windjammer (18)

ACHILLES

Unter schwerem Verdacht

EINE SERIE VON KAPITÄN KURT GERDAU

Auf Steuerbordbug liegend segelte bei leichten westlichen Winden die französische Brigantine „Albert Renée" von den Antillen kommend westwärts, als vom Ausguckmann auf der Back ein Schiff ausgesungen wurde, das fast auf ihrem Kurs lag.

Kapitän Jean Moyon, der sich gerade anschickte, ein Nickerchen in seiner Kajüte zu machen, hastete den Niedergang hinauf an Deck, um sich das fremde Schiff anzusehen.

Inzwischen hatten sie sich dem anderen Segler so weit genähert, um mit bloßem Auge erkennen zu können, daß die dort treibende Bark von ihrer Mannschaft verlassen worden war, aus immer welchen Gründen.

Kommandos wurden ausgesungen, und die Matrosen, die sich an Deck eingefunden hatten und neugierig zu dem tief im Wasser liegenden Schiff hinüberstarrten, gerieten in Bewegung. Segel killten im Wind, der Großtopp wurde backgebraßt, und langsam lief die Brigantine aus, bis sie fast gestoppt nicht weit von dem verlassenen Schiff entfernt sich in der Dünung wiegte.

Langsam lief die Brigantine aus

Ein Boot wurde auf Leeseite zu Wasser gebracht und mit Freiwilligen bemannt. Als es unter der Führung des Steuermanns ablegte, rief ihm der Kapitän nach:

„Wir nehmen ihn in Schlepp, das wird unsere Taschen füllen."

Er dachte an den Bergelohn, und noch eifriger griffen die Männer im Boot zu den Riemen. Eine gute Stunde später war eine Verbindung zwischen den Schiffen hergestellt, und der Schleppzug setzte sich müde in Bewegung.

Der Steuermann war zurück an Bord gekommen und schilderte dem Kapitän Moyon die Lage auf der Memeler Bark „Achilles" und meinte abschließend, daß sie es schaffen könnten, vorausgesetzt allerdings, das Wetter bliebe so.

Danach begab sich der Kapitän in seine Kajüte, schlug das Schiffstagebuch auf, um den Vorfall festzuhalten.

„25. März 1886. Wir fanden im treibenden, aber nicht unbedingt sinkenden Zustand zwischen Cork und Lands End die Memeler Bark ‚Achilles'. Das Schiff ist von der Besatzung im eigenen Boot verlassen worden. Offenbar in Ruhe, denn es fehlen die Schiffspapiere. Im Laderaum wurden sechs Fuß Wasser gepeilt. Wir versuchen, es lenz zu bekommen."

Das gelang zwar nicht, aber der tüchtige französische Kapitän brachte die schwer angeschlagene ostpreußische Bark im Schlepp bis auf die Reede von Penarth, wo er sie absichtlich auf die Ost-Mudd-Bank setzte, um sie dort bei Niedrigwasser leichter abdichten zu können. Um das sich im Schiff befindliche Wasser schneller loszuwerden, bohrte der Schiffszimmerer im Achterschiff mit dem großen Stangenbohrer zwei Löcher.

Der Traum vom eigenen Schiff

Sachverständige, die herbeigerufen worden waren, schätzten die Kosten der Reparatur auf über 2000 £. Das war eine Summe, die der Kapitän der Brigantine nicht aufbringen konnte, und er begrub den Traum von einem eigenen Schiff, rief die Männer zurück und segelte weiter. Die Löcher im Achterdeck aber blieben.

Ein Reporter der Londoner Zeitung „Echo", der dort Urlaub machte, untersuchte das Schiff, fand die beiden Löcher, kombinierte, und am nächsten Tag bildete der vermutete Versicherungsbetrug die Schlagzeile, die unkommentiert von deutschsprachigen Zeitungen übernommen wurde.

Die „Achilles", 1863 gebaut und nur mit 6000 Mark versichert, gehörte und wurde vom Schiffer Rheetz geführt, der zusammen mit seinen Leuten am 24. März Falmouth erreicht hatte und mit einem Dampfer nach Deutschland zurückgereist war. Sie konnten nicht ahnen, daß zur gleichen Zeit ihre „Achilles" nach Irland geschleppt wurde, sondern vermuteten sie als gesunken.

Um so verwunderter war Kapitän Rheetz, als er die Zeitungen über das Einbringen seines Schiffes las und die damit verbundenen Verdächtigungen. Er ging, sobald sich seine verständliche Erregung gelegt hatte, zum Rechtsanwalt Dr. Röger sen., der ihn erstaunt anschaute, als er fast polternd die Kanzlei betrat.

„Nun setzen Sie sich mal hin und erzählen mir den ganzen Schlamassel. Rein kommt man leicht, schwer raus, sage ich immer, bleiben Sie man ganz ruhig, stecken Sie sich 'ne anständige Zigarre an, und dann schießen Sie los, wie die Preußen, sage ich immer."

Und tatsächlich, Rheetz, ein Hüne von Mann, der den eher schmächtig wirkenden Anwalt um Haupteslänge überragte, beruhigte sich. Als dann die Zigarren brannten und schwere Rauchwolken durch den Lüster zogen, begann der Kapitän zu erzählen.

„Wir hatten am 4. Februar 1886 den Hafen von Troon verlassen, um eine Ladung Kohlen nach Madeira zu bringen. Das Schiff war im seetüchtigen Zustand und mit elf Mann ausreichend und gut besetzt. Doch schon am 7. Februar, also drei Tage nach unserem Auslaufen, mußten wir wegen SW-Sturms und hohem Seegang Schutz in dem Lamlash-Bai suchen, wo wir erst am 22. Februar die Reise fortsetzen konnten. Verstehen Sie das, drei lange Wochen der Untätigkeit, des Wartens auf besseres Wetter, auf günstigen Wind. Und es war immer noch schlechtes Wetter, als wir ausliefen, aber ich hatte keine Ruhe mehr, ich dachte, wir würden bis ans Ende unserere Tage dort vor Anker liegen müssen.

Ich hätte warten müssen, sicher, aber damals konnte ich nicht mehr. Am 5. März tobte ein Orkan aus NO. Gewaltige Sturzseen kamen über, schlugen die obere Schanzkleidung weg und erschütterten das Schiff derart, daß es leck sprang und bereits am selben Tage 30 Zoll Wasser machte. Und das Wetter blieb so, wenn der Wind auch etwas nachließ, so reichte er doch aus, um unsere Segel fortzureißen. Und ein Segler ohne Schwingen, was ist der wert auf dem Ozean? Wir waren hilflos. Ungeheure Sturzseen sprengten die Wassergangsnähte, und es drang viel Wasser in den Laderaum.

Vom 11. März an waren erst zwei Mann, vom 15. ab weitere fünf Mann krank. Sie waren ausgeschöpft, entkräftet, leergebrannt. Acht Hände reichten nicht aus, um mein Schiff in den Hafen zu bringen, nicht bei diesem Wetter, bei unserer Lage. Ich rief den Schiffsrat zusammen, und es wurde beschlossen, sobald sich Gelegenheit bieten würde, das Schiff zu verlassen. Solange aber wollten wir nichts unversucht lassen, um es doch noch zu retten. Wir leichterten die Kohleladung, pumpten ununterbrochen und nahmen Ostkurs, um das Festland zu erreichen. Wir sichteten mehrere Schiffe, aber wir konnten bei dem Wetter kein Boot aussetzen.

Am 24. März gegen 9 Uhr näherte sich die norwegische Bark ‚Carla', die, das Wetter beruhigte sich etwas, uns aufnahm. Drüben schilderte ich dem Schiffer meine Not, und er verstand mich, gab mir drei von seinen Männern mit, und so begaben wir uns wieder zurück auf die ‚Achilles'. Wir brachten mehr Segel auf, und gemeinsam machten wir uns auf die Weiterreise. Dann legte der Sturm wieder zu, und die Männer der ‚Carla' wollten zurück, was ich verstand.

Am 25. März, was sollte ich alleine an Bord ausrichten und so mußte ich notgedrungen mein Schiff verlassen, übernahm uns ein Lotsenkutter und brachte uns, meine Mannschaft und mich, meine ich, nach Falmouth. Mein Dank galt dem Schiffer von der ‚Carla', und ich hoffe, ich kann mich mal irgendwie revanchieren."

Sie schwiegen lange, und beide Männer hingen ihren Gedanken nach. Der Rechtsanwalt war beeindruckt von der Kraft dieses Mannes, der vor ihm saß und so ruhig über den Kampf gegen Wind, Sturm und das Meer sprach, und dieser Mann sollte absichtlich sein Schiff aufgegeben haben, um sich in den Besitz einer so kleinen Versicherungssumme zu bringen? Das hielt er für unmöglich.

„Kommt es häufig vor, daß sich ein verlassenes Schiff länger über Wasser hält, als angenommen?" fragte er, griff gleichzeitig nach dem Federhalter, um sich ein paar Notizen zu machen.

Gefahr durch treibende Wracks

„Sicher, das ist ganz normal. Die hölzernen Schiffe treiben mitunter monatelang umher, bis sie dann vollgesogen endlich untergehn. Diese treibenden Wracks sind eine der schlimmsten Gefahren auf dem Ozean. Das wissen wir, und so werden Schiffe oft angebohrt, wenn sie im haltlosen Zustand aufgegeben werden müssen. Natürlich wird auch auf See betrogen, und mancher hölzerne Segler wird zugunsten der Versicherungssumme verlassen, aber das trifft auf mich nicht zu. Die ‚Achilles' war nur mit 6000 Mark versichert, eine Summe, die ich beim Verkauf des Seglers an einen Abwracker immer erhalten hätte."

*

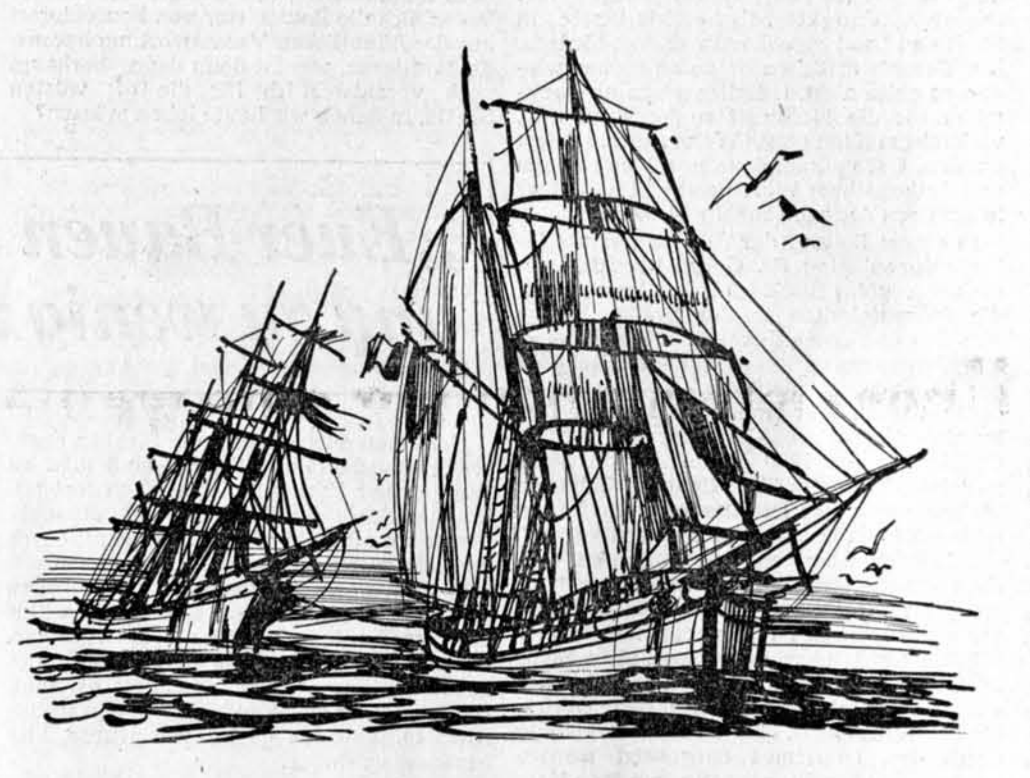
Es gelang dem rührigen Rechtsanwalt, den Schiffer der Brigantine „Albert Renée" ausfindig zu machen, der in Cardiff unter Eid aussagte, daß die beiden Löcher im Achterschiff auf seinen Befehl hin gebohrt worden waren.

Dieser Bericht wurde vom Kaiserlichen Konsulat in London an den Reichskanzler geschickt, zusammen mit der Urkunde über die Besichtigung und Abschätzung des Wracks. Ehemalige Besatzungsangehörige der Memeler Bark konnten nicht mehr vernommen werden, da sie auf anderen Schiffen eine Heuer angenommen hatten. In diesen Jahren war es schon sehr schwer, in Ostpreußen die Segelschiffe bemannen zu können, und so fuhren auch auf der „Achilles" fast ausschließlich nur Norweger.

Am 21. September 1886 sprach das Seeamt zu Königsberg den Kapitän Rheetz von dem Verdacht frei, sein Schiff absichtlich und grundlos aufgegeben zu haben. Im Seeamtsspruch heißt es:

„Unbedenklich ist die Ursache des Seeunfalls lediglich in der elementaren Gewalt zu suchen, der das Schiff auf die Dauer Widerstand zu leisten nicht vermocht hat."

Lesen Sie in Folge 5: Bis zur Erschöpfung.



Die Memeler Bark im Schlepp einer französischen Brigantine Zeichnungen Kurt Schmischke

Heimkehr nach Deutschland

Es geschah vor dreiunddreißig Jahren – Aus den Aufzeichnungen einer Verschleppten

In diesen Tagen jährt sich das furchtbare Geschehen in der Heimat mit all seinen Folgen zum 33. Mal. Das war ein Lebensabschnitt, der der heutigen jungen Generation unbekannt ist. Für sie ist das Geschichte. Für die Beteiligten ist die grausame Vergangenheit jedoch noch nicht vergessen. Das zeigt dieser Beitrag.

Monate hatten wir in einem russischen Arbeitslager zugebracht, in einem sibirischen Bergwerk, aus der ostpreußischen Heimat gewaltsam dorthingebracht, eine Schar verzweifelter, heimwehkranker Frauen und Mädchen, von Hunger und Krankheit verzehrt, mißhandelt, entehrt.

Da ich zu den Frauen gehörte, die ihrer Mutterwerdung entgegensahen, war ich von der Arbeit im Schacht befreit, womit ich nicht sagen will, daß mein Elend dadurch geringer war. Meine Schwester hatte die Arbeit unter Tag eine Fehlgeburt eingebracht, fast beneidete ich sie darum. Schlimmer als der immerwährende Hunger nagten Angst und Kummer an mir, denn von allen den Frauen, die ihre Niederkunft im Lager erlebten, hatte keine ihr Kind lebend zur Welt gebracht, und einige hatte der Tod mit hingerafft. Die Hoffnung auf eine Heimkehr hatten sie längst aufgegeben.

Das alles sollte unerwartet ein Ende haben. Wie ein warmer Sommerregen, wolkenbruchartig, brach die neu erwachende Hoffnung über uns alle herein. Es begann damit, daß eines Morgens, als ich die Baracke verließ, um zur Toilette zu gehen, eine russische Frau mir von jenseits des Bretterzauns, durch ein Astloch hindurch, zurief: „Frau, Frau! Du bald nach Hause . . . in Radio hat Stalin gesagt: alle Frauen nach Hause!"

Ich vergaß zur Toilette zu gehn, lief in die Baracke zurück, wo alle anderen Frauen noch schliefen; ich schrie: „Wir kommen nach Hause!" Die Frauen sprangen von ihren Lagerstätten auf. Sie umarmten mich. Sie freuten sich, fielen sich gegenseitig in die Arme und weinten. Alle verkümmerten Lebensgeister waren plötzlich wieder wach. Manche begannen schon ihre Sachen zu packen. Aber so schnell, wie sie glaubten, sollte es doch nicht gehen.

Zuvor war etwas anderes, recht Bedeutsames geschehen; zum erstenmal hatten wir zu unserer Betreuung eine russische Ärztin bekommen, die sich unserer in wahrer Menschlichkeit annahm, wenn sie auch nicht verhindern konnte, daß es täglich weiterhin unter uns Hunger, Tod und Wahnsinn gab.

Tage, ja Wochen vergingen darüber und voll Bangen fragte ich mich, da ich im siebenten Monat war, ob die Zeit reichen würde, daß ich mein Kind in der Heimat bekam. Und ob ich auch zu Gott betete, daß er mir diese Gnade gewähren wolle, allmählich schwand doch die jäh auflodernde Hoffnung wieder dahin.

Bis ich einmal zu früher Stunde aus dem Schlummer geweckt wurde, da stand ein Russe vor mir und forderte mich auf: „Du dich anziehen; du nach Hause!" Das kam so plötzlich über mich, daß ich es nicht glauben wollte, vielmehr überfiel mich eine furchtbare Angst, daß es nur vorgetäuscht war, daß etwas viel Schrecklicheres über mich kommen sollte.

Der Tag der Abreise war endlich gekommen. Wir standen angetreten bereit, in den Zug zu steigen. Die Russen zählten und zählten; sie wären nie damit fertig geworden, wären die Dolmetscher nicht gewesen; sie hätten uns nicht zusammenbekommen. Obwohl uns die Knie zitterten, bemühten wir uns, keine Schwäche zu zeigen, um nicht in letzter Minute zurückbehalten zu werden.

Als wir auf dem Weg zum Bahnhof an einem Rübenacker vorbeikamen, sprach uns ein Mann an. Er sagte, er wäre nach dem Ersten Weltkrieg dageblieben. „Grüßt mir die Heimat!" sagte er.

Endlich waren wir alle im Zug, standen aber noch eine lange Nacht auf dem Bahnhof; erst am nächsten Morgen setzte sich der Zug in Bewegung, nachdem wir noch einmal gegessen hatten.

Was wir empfanden, ist schwer zu beschreiben. Wir weinten vor Freude, und dann beteten wir.

Agnes Richter

Den Sohn vor dem Vater geehrt

Das Denkmal Friedrich Wilhelms I. war nicht das älteste / Von Dr. Herbert M. Mühlpfordt

Das älteste Denkmal Königsbergs war keineswegs, wie man glauben sollte, das Schlütersche Werk, das König Friedrich I. in Cäsarentracht darstellte. Zwar ist dieses bereits 1697 geschaffen, es wurde aber erst 1801 anläßlich der hundertjährigen Wiederkehr des Krönungstages Friedrichs nach Königsberg gebracht.

Das erste Denkmal, das Königsberg schmückte, war vielmehr das des Soldatenkönigs. So wurde der Sohn vor dem Vater geehrt, der gebürtige Berliner vor dem gebürtigen Königsberger.

Rein künstlerisch betrachtet war das Denkmal das wertloseste aller Königsberger Denkmäler, aber dafür ist seine Geschichte um so interessanter.

Es befand sich bekanntlich seit 1907 an der freigelegten Südseite des alten Ordensschlosses, eingelassen in die Zyklopenmauer, oberhalb des Brunnens mit dem Ordensritter, umspielt von dem Grün der Anlagen. Hier bildeten einst dicht aneinandergedrückt schmale giebelige Häuser unter den Mauern des grauen Schlosses die Nordseite der Altstädtischen Bergstraße. Ihre Reihe begann da, wo 1893 das Kaiser-Wilhelm-Denkmal aufgestellt wurde. Barocke und klassizistische Giebel wechselten und auf das achte oder neunte Haus folgte dann das Haus der Pomatischen Konditorei. Es lag an der nördlichen Stirnseite des Altstädtischen Marktes schräg gegenüber der Altstädtischen Lateinschule, später Altstädtisches Gymnasium, dann Mittelschule.

‚Sie seyen nur Administratoren'

Das Haus war nur zweistöckig, aber breit und ausladend, ein Kind des Barocks. An seiner Front befand sich eine Nische mit einem einfachen Eisengitter davor, und hier stand auf einem Sockel, sich grau abhebend von dem schmutzigbraun gestrichenen Putz des Hauses, das Denkmal Friedrich Wilhelms I.

Die Konditorei Pomatti, dann Sterkau, führte vorzüglichen Kuchen, was schon der Philosoph Rosenkranz, der Nachfolger Kants und Herbarts auf dem Lehrstuhl der Albertina, in einem Essay über die Königsberger Conditoreien hervorgehoben hatte; er nannte den damaligen Besitzer Pomatti den „ersten Kuchenkünstler im preußischen Staate".

Wenn also an der beruflichen Tüchtigkeit des italienischen Zuckerbäckers niemand zu zweifeln wagte, so mag sich aber so mancher erstaunt gefragt haben: Wie kam der Konditor zu dem Denkmal des Königs?

Das kam so:

Friedrich Wilhelm I. war ein gestrenger Herr; ein von ihm eingesetzter Königlicher Kommissar hatte 1723 bei den drei Städten Altstadt, Kneiphof und Löbenicht Unterschleife festgestellt; die Ratsherren, für ihre Privilegien fürchtend, hatten zudem durch einen unüberlegten Bestechungsversuch den Unwillen des Königs erregt. Sie hatten nämlich an den Minister General v. Grumbkow die Anfrage gestellt, ob der König ihre freie Wahl und ihre reichlichen Nebeneinkünfte beim alten lassen würde, wenn die Altstadt 1200 und der Kneiphof 100 Taler in die Rekrutierungskasse, das hieß — für des Königs Liebhaberei der „Langen Kerls" — zahlen würde und der Löbenicht dazu das Dorf Ponarth schenken würde. Prompt war die Antwort gekommen: „Sie seyen nicht Herren, sondern nur Administratoren der rathhäuslichen und gemeiner Stadt Mittel und Dörfer, denen weder dergleichen Offerten noch Anfragen zu thun gebühret."

Ein Steinmetz aus Danzig

Da nun gerade zu dieser Zeit (1724) am Altstädtischen Markt ein Postpackhaus errichtet worden war, zu dessen Schmuck die Altstadt eine Statue aufstellen sollte, da beschlossen die neunmal klugen Stadtväter, um ihren König wieder auszusöhnen, „zur Gloire des Königs und zum Embellissement der Stadt" s e i n Denkmal dort aufzurichten: „Wir müssen besorget seyn, die aufgeschwolene Wellen in Ruhe zu bringen, wozu das Packhaus eine Occasion giebet".

Ein Steinmetz aus Danzig, Johann Heinrich Meßner, wurde beauftragt, dieses Denkmal zu schaffen.

Er war ein sehr geschickter und kunstfertiger Handwerker, wie es in der Barockzeit viele gab, denn damals war das Gefühl und die Liebe zur Kunst tief ins Volk gedrungen; seine Rokokokanzel an einem der gotischen Pfeiler in St. Marien in Danzig, die er bis zum Gewölbe in eine prächtige Barocksäule umschuf, zeugte bis zur Zerstörung der herrlichen Kirche von seinem weit überdurchschnittlichen Können. Ein Bildhauer freilich war er nicht. Aber gerade deshalb waren die braven Stadtväter wohl auf ihn verfallen; er würde es vermutlich billig machen.

Alle Einzelheiten wurden vorgeschrieben: „Die 72 Zoll hohe Statur aus Gottländischem Sandstein" — der Transport dieses Steins aus Gotland über See war weitaus billiger, als per Achse aus Deutschland — „mit einem Manteau Royal umgeben" sollte „auf einer 2 Fuß rheinisch im Diameter messenden Weltkugel" stehen, wofür 100 Taler Honorar bewilligt wurden, „Frazzenköpfe sollten Wasser speien" (4 Taler Honorar), „an das fronte spis 2 sitzende Sclaven" (66 Taler Honorar), „oben das Wappen mit der Crohne, darumb Armaturen". Zwölf Taler wurden für Eisen und Blei; fünfzig Taler für Transport und Diäten bewilligt, alles in allem 292 Thaler, 60 Groschen.

Dies erbärmliche Honorar wurde nach der Aufstellung des Denkmals auf des Meisters wehmütige Bitten großmütig um fünfzig Taler erhöht. Es scheint, daß damals das Geldverdienen schwerer war als heute.

So, wie das Honorar, so wurde das Denkmal. Und es fand 1730 seinen Platz in der Rundnische des preußischen Postpackhauses. Aber genützt hat es den Altstädtern nichts; der durch die Mißwirtschaft erboste König hatte dem ewigen Hader der drei Schwesterstädte kurzerhand ein Ende gemacht und sie am 13. Juni 1724 mit den Freiheiten zu einer Stadt Königsberg vereinigt.

Aus dem Packhaus wurde 1809 ein Backhaus; der italienische Zuckerbäcker Pomatti gründete dort seine berühmte Konditorei. „So blieb", schreibt Armstedt, „die Ironie nicht aus: Der kerndeutsche Fürst, dem aller fremde Tand ein Greuel war, mußte fortan vor einem welschen Kuchenladen schillern."

Wenn also das Denkmal auch als Werk eines biederen Steinmetzen keinen Kunstwert besitzt, so ist es doch ein echtes Kind des Barock; das bezeugt die bewegte und pathetische Haltung des Königs — freilich ein hohles Pathos! — genauso wie das Vorhandensein und die Gebärde der Sklaven oder die schon recht ramponierten Fahnen und Trommeln, die bewährten Embleme des Barocks.

Dieses Denkmal ist geeignet, daran zu erinnern, daß der Ausdruck „barock", der sich von dem Namen des seelenlosen Malers Federigo Baroccio herleitet, ursprünglich verächtlich war; eine Kunstrichtung sollte als eigenwillig, skurril, manieriert, verquer, gespreizt abgetan werden. Daß aus diesem Scheltwort das Lob einer großen und schönen Kunstepoche wurde, ist der beste Beweis für die Echtheit und Höhe dieser Kunst, die freilich nicht so sinnfällig wie die Gotik ist und sich nur dem ganz erschließt, der sich in sie versenkt.

Als das Denkmal dann in der Zyklopenmauer seinen neuen Platz fand, war es damit aber noch keineswegs zur Ruhe gekommen, sondern seine seltene Geschichte geht noch weiter:

Es war kurz vor dem Ersten Weltkrieg, als der steinerne König auf der Weltkugel durch einen blechernen Arm ersetzt wurde. Es kam der Krieg und über wichtigeren Auf- irgendwie seinen rechten, den Feldherrnstab tragenden Arm einbüßte, der vorläufig gaben wurde der endgültige Ersatz des Arms durch Stein vergessen oder aufgeschoben. Im März des bewegten Jahres 1919 aber, als die kommunistische Matrosensoldateska in Königsberg „regierte", verlor der König plötzlich seinen Blecharm, und das kam so: Die Matrosen verteidigten am 3. März die Südseite des Schlosses gegen die aus dem Baltikum kommenden, als Befreier jubelnd begrüßten Truppen; dabei lugte plötzlich ein Kopf hinter dem Denkmal hervor — der übrigens nur einem harmlosen Kraftwagenlenker gehört haben soll —, kurz, die Soldaten schossen, der Kopf verschwand schleunigst wieder in Dekkung, aber getroffen kullerte der Blecharm des Königs rasselnd in das Brunnenbecken. Nach Beendigung der Kampfhandlung rettete der alte Gartenaufseher den Blecharm. Der armlose König aber erhielt von der Republik seinen steinernen Arm wieder, den ihm das Königreich so lange vorenthalten hatte.

Das Denkmal überstand ohne Schaden die Bombennacht vom 29./30. August 1944; es soll auch die Belagerung überstanden haben, wozu wohl seine geschützte Lage beigetragen haben mag.

Heute ist es, spätestens beim Abbruch der Schloßruine, verschwunden.

Spuren im Schnee: Winterlandschaft in Masuren — Foto Meiser

Über Ostpreußen lag eine weiße Schneedecke

So war das Wetter im Dezember in der Heimat / Von Diplom-Meteorologe Wolfgang Thüne

Die stürmische technologische Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat auch der Meteorologie als reine und angewandte Naturwissenschaft wesentliche Impulse vermittelt. Als ein wichtiges Datum wird der 16. November 1977 in die Geschichte eingehen. An diesem Tag konnte die europäische Raumfahrtbehörde „ESA" (European Space Agency) den erfolgreichen Start von Meteosat melden. Dieser Wettersatellit ist der europäische Beitrag zu einem weltweiten Wetterbeobachtungsnetz.

Der etwa 700 kg schwere Satellit wurde mit einer amerikanischen Trägerrakete vom Typ Thor-Delta von der Eastern Range in Cape Canaveral in den Weltraum geschossen. Seine vorgesehene Position über dem Golf von Guinea, im Schnittpunkt Äquator und Null-Meridian erreichte Meteosat am 8. Dezember 1977. Meteosat bildet das vierte und vorletzte Glied einer rings um den Äquator in gleichen Abständen von jeweils 70 Grad, d. h. von rund 7770 km aufgereihten Satellitenkette. Seine Stationshöhe beträgt etwa 36 000 km. In dieser Höhe beträgt die Umlaufzeit eines Satelliten gerade 24 Stunden. Das ist die gleiche Zeit, die die Erde zu einer Drehung um ihre Achse benötigt. Fällt die Bahnebene eines solchen Satelliten mit der Äquatorebene der Erde zusammen, dann scheint der Satellit über einem Punkt des Äquators stillzustehen. Diese Satellitenbahnen werden als geostationär bezeichnet.

Die Auswertung und tägliche Anwendung der im 30-Minuten-Abstand einlaufenden Satellitenbilder verspricht für die Zukunft einen hohen Nutzen im Hinblick auf unsere meteorologische Forschung und Wettervorhersage. Die neuen Satellitenbilder können nun auch täglich auf den Bildschirmen bewundert werden — im Ersten Programm (ARD) in schwarz-weiß, im Zweiten Programm (ZDF) in Farbe.

Blicken wir aber nun zurück auf den Wetterablauf in unserer Heimat. Ende November war ein Tief von Kurland südwärts gezogen und hat dabei die östlichen Teile Ostpreußens gestreift. Zum meteorologischen Winteranfang am 1. Dezember floß dann auch kalte Festlandsluft in unsere Heimat. Steigender Luftdruck ließ die Bewölkung auflockern; die Mittagstemperaturen verharrten bei Null Grad. In der Nacht gingen die Temperaturen stärker zurück und Königsberg meldete am anderen Morgen —6 Grad! Von Skandinavien und der Ostsee her näherte sich jedoch bereits der nächste Tiefausläufer. Er brachte auf seiner Vorderseite etwas Schnee, aber am nächsten Tag stiegen die Temperaturen wieder auf 2 bis 3 Grad über Null. Auch der 5. brachte teils Regen teils Schnee.

Über der Ukraine hatte sich nunmehr ein großes Zentraltief festgesetzt, das ein Randtief über Finnland in seinen Strömungsbereich einbezog und südwestwärts steuerte. Dieses Tief lag am Nikolaustag im Bereich Lyck—Korschen—Allenstein, bevor es dann über Graudenz Richtung Schneidemühl in Pommern zog. Dieses kleinräumige Tief war recht intensiv und vor allem entpuppte es sich als Schneetief. Auf seiner Zugstrecke hinterließ es etwa 5 cm Neuschnee und verwandelte Ostpreußen in eine weiße Winterlandschaft. Dem Schnee folgte die Kälte, unterstützt von einem kräftigen Hoch über dem Baltikum und Weißrußland. Vom 6. an herrschte Dauerfrost zwischen —1 und —4 Grad am Tage sowie —3 bis —7 Grad in der Nacht. Eine stärkere nächtliche Ausstrahlung und Abkühlung verhinderte eine hochnebelartige Wolkendecke.

Am 10. riß dann die Bewölkung auf und es zeigte sich ein strahlend blauer Himmel über der weißen Landschaft. Der Luftdruck war inzwischen auf über 1035 Millibar gestiegen und es wehte ein böiger Südostwind der Stärke 4—5 (15—20 Knoten). Die Mittagstemperaturen stiegen kaum noch über —5 Grad und nachts fiel die Quecksilbersäule auf —7 bis —10 Grad. Am 12. zeigte sich jedoch auf dem Barometer der bevorstehende Wetterumschwung. Der Luftdruck fiel und von Westen zogen die ersten Cirruswolken auf. Das russische Hoch hatte an diesem Tag in seinem Kern nördlich von Kiew einen Druck von 1049,5 Millibar. Am 13. brach dann von Westen her die Warmluft durch. Zuerst fiel Schnee, dann Schneeregen. Dieser ging wiederum in Glatteisregen und schließlich in Regen über. Betrug am 13. die Mittagstemperatur in Elbing noch —3 Grad, so lag sie tags darauf bei +4 Grad. Diesem ersten Schwall Warmluft folgten weitere nach und machten der Schneedecke den Garaus. Am 15. war unsere Heimat schneefrei.

Eine beständige Hochdruckzone zeichnete sich nicht mehr ab. Das Beständige an der Witterung war seine Unbeständigkeit. Tiefdruckfronten und Zwischenhochs wechselten sich in rascher Folge ab und zogen bis zum Ural, nach dem die blockierende Wirkung des russischen Hochs weggefallen war. So pendelten auch die Temperaturen meist zwischen 2 und 5 Grad und auch nachts blieb es meist frostfrei. Am 23. herrschte den ganzen Tag über neblig-trübes Wetter mit einer konstanten Temperatur von —1 Grad. Eine Hoffnung auf weiße Weihnachten oder eine trügerische Reihe vor dem Sturm?

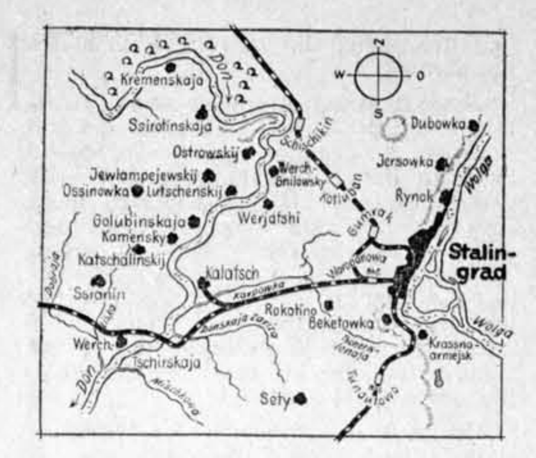
Nun, letzteres sollte richtig sein. Eine erste Warmfront hatte bereits die Oder erreicht, eine zweite lag über Ostfrankreich. Vorangetrieben wurde diese Warmluft von einem von den Azoren über Südengland zur nördlichen Nordsee ziehenden Tief, das sich hier unter Einbeziehung arktischer Polarluft zum Sturmtief entwickelte und dann parallel zum 57. Breitengrad nördlich an Ostpreußen vorbei nach Osten zog. Jedenfalls blies an Heiligabend ein böiger Südwestwind bei zum Teil heftigen Regenschauern und Höchsttemperaturen zwischen 10 und 12 Grad. Dieser „warme Segen" währte nicht lange. Das rasch abziehende Ex-Sturmtief mit einem Luftdruckanstieg bis zu 7 Millibar in 3 Stunden zog Kaltluft von Skandinavien an. Der 1. Weihnachtsfeiertag bot als Kontrast einen böigen Nordwestwind, Regenschauer und nur 2 Grad Temperatur.

Bei ständig reger Tiefdrucktätigkeit über dem britisch-skandinavischen Raum hielt das wechselhafte und unbeständige Wetter in unserer Heimat an. Der Himmel war meist wolkenverhangen und es regnete häufig. In den letzten 3 Tagen des Jahres drehte die Höhenströmung von Südwest auf Nordwest. Die Tagestemperaturen sanken parallel dazu von 5 auf 1 Grad und die Niederschläge gingen zeitweise wieder in Schnee über. Das Jahr verabschiedete sich mit Mittagstemperaturen knapp unter dem Gefrierpunkt und einzelnen Schneeschauern. Damit wurden wenigstens noch zum Jahreswechsel einige weiße Tupfer in die Landschaft gemalt.



In der Hölle von Feuer und Eis

Vor 35 Jahren endete die Schlacht um Stalingrad



In diesen Wochen, vor fünfunddreißig Jahren, begann der Endkampf um die sowjetische Stadt Stalingrad an der Wolga (heute Wolgograd) mit einer bis dato unvorstellbaren Härte. Er dauerte bis zum 2. Februar. Trotz eines Übermaßes an Tapferkeit erlag die deutsche 6. Armee der Übermacht des Feindes in einer Hölle aus Feuer und Eis.

Die deutsche Niederlage wurde zu einem ersten Wendepunkt des Zweiten Weltkrieges. Deutschland hatte mehr als nur eine Schlacht und eine kampferprobte Truppe verloren. Der Glaube an Hitlers Feldherrngenie hatte angesichts seiner strategischen Fehler einen schweren Stoß erlitten.

Die Verluste an Menschen und Material waren schier unersetzbar. 146 000 Soldaten waren in knapp fünf Monaten gefallen oder den Strapazen erlegen. Gelbsucht und Fleckfieber griff nach den Kämpfern in den Schneelöchern. 25 000 Schwerverwundete und Kranke lagen in den Sammelstellen in der zertrümmerten Stadt. 90 000 schleppten sich nach der Kapitulation in eine bittere Gefangenschaft, aus der nur 5000 von ihnen in die Heimat zurückkehren sollten. Waffen und Gerät von sieben Infanterie-Divisionen, drei Panzergrenadier-Divisionen, einer Flak-Division und zahlreichen Heerestruppen verrotteten in den verschneiten Ruinen Stalingrads oder in der vereisten Kalmücken-Steppe zwischen Don und Wolga.

Wie kam es dazu?

Hitler hatte als Ziel der Sommeroffensive von 1942 im Süden der Ostfront den Durchbruch auf Woronesch, die Vernichtung des Feindes westlich des Don, die Einnahme Stalingrads und die Eroberung des Kaukasus festgelegt.

Für diese weiträumigen Vorhaben konnten die verfügbaren Kräfte niemals ausreichen. Unter dem Eindruck des schnellen Vormarsches der deutschen Truppen im Juni und Juli gewann Hitler die Überzeugung, der Gegner sei zu keinem nachhaltigen Widerstand mehr fähig. Er stieß seinen ursprünglichen Operationsplan, nach dem vier Armeen Stalingrad nehmen sollten, durch neue Weisungen um. Zwei etwa gleichstarke Heeresgruppen sollten nunmehr, fast rechtwinklig auseinanderstrebend, weit voneinander entfernt liegende Ziele erreichen, die eine Stalingrad, die andere die Ölgebiete im Kaukasus, Maikop und Baku.

Der Plan für die Einnahme Stalingrads befahl der Heeresgruppe B mit der 4. Panzerarmee südlich der Stadt, mit der 6. Armee nördlich von ihr, anzugreifen, bis zur Wolga durchzustoßen und dann die Verteidiger einzukesseln.

Aber die 4. Panzerarmee, durch Hitlers neue Pläne entscheidend geschwächt, konnte nur mit einer Panzer-Division, einer motorisierten und zwei Infanterie-Divisionen antreten. Bei hartnäckigem, sich ständig versteifendem sowjetischem Widerstand, entwickelten sich schwere und verlustreiche Kämpfe, durch die die Führung der Roten Armee Zeit für die Durchführung eigener Pläne gewann. Der deutsche Angriffsplan war ihr mit vielen Einzelheiten bekannt. Schon Wochen vorher waren diesbezüglich aufgezeichnete Weisungen aus einem abgeschossenen Flugzeug geborgen worden.

Der 6. Armee gelang es, ihren Gegner auf den baumlosen Höhen westlich des Don bei Kalatsch in einer dreitägigen Schlacht, unter Einsatz starker Panzerkräfte auf beiden Seiten, zu schlagen. Dadurch verstrichen aber acht kostbare Tage, ehe die 6. Armee den Don überschreiten konnte. Von einer „handstreichartigen Inbesitznahme" der Stadt an der Wolga konnte keine Rede mehr sein. Es wurde Ende August und Anfang September, bis die beiden Stoßkeile ihre Ziele im Norden und im Süden erreicht hatten. Die Stadt, die zum Schicksal dieser Heeresgruppe und ihrer Soldaten werden sollte, war damals schon 35 km lang. Stalingrad unterschied sich wesentlich von einer europäischen Stadt mit aneinanderhängenden Straßenzügen. Sie bestand damals aus einer Reihe von Dörfern am Ufer der Wolga, zwischen den unregelmäßigen Häuserreihen ragten Industrieanlagen auf, Fabrikhallen, hohe Schornsteine, Silos, Bahnanlagen und Verwaltungsgebäude. Schluchten und Wasserläufe durchbrachen diese Folge von modernen Häusern und uralten Bauernkaten, die sich nirgends mehr als sechs bis sieben Kilometer vom Fluß entfernten.

Am 15. September war der erste tiefere Einbruch in die Stadt gelungen, der Hauptbahnhof konnte genommen werden. Am nächsten Tag trat die 4. Panzerarmee zur 6. Armee über.

Auf sowjetischer Seite fochten mit äußerster Hingabe die aufgesplitterten Verbände der 62. Armee des Generals Tschuikow mit dem Rücken zur Wolga.

Der sowjetische Kriegsrat dieser Front hatte schon am 25. August den Belagerungszustand über die Stadt verhängt und die Bevölkerung aufgefordert, bis zum letzten Blutstropfen die Heimat zu verteidigen. Stalin entsandte seinen Vertreter im Verteidigungskomitee, Georgij Malenkow, der 12 Jahre später, bevor er von Chruschtschow gestürzt wurde, in Moskau Gesprächspartner von Bundeskanzler Adenauer und Carlo Schmid war. Adenauer gelang es bekanntlich, die noch in sowjetischem Gewahrsam befindlichen deutschen Kriegsgefangenen freizubekommen.

Malenkows Aufgabe war es, zusammen mit den Generalen Schukow, Wassiljewski und Woronow nach Eintreffen neuer Kräfte in den Angriff überzugehen. Während Hitler am 8. November im Münchener Bürgerbräukeller verkündete, daß Stalingrad zu acht Zehnteln in deutscher Hand sei, stellte die Russen stärkste, mit neuem amerikanischem Material ausgerüstete Kräfte hinter Don und Wolga auf. Obwohl dieser Aufmarsch der deutschen Führung nicht verborgen geblieben war, wurde den erschöpften deutschen Einheiten nur in geringem Maße Ersatz zugeführt. Dreitausend Kilometer von der Heimat entfernt, fehlte es der 6. Armee an Panzern, Munition und Verpflegung.

Als Anfang November 1942 plötzlich der Winter kam, Schnee fiel, Kälte einbrach, saß die Armee zwar fest in Stalingrad, das Ergebnis der Kämpfe aber war operativ bedeutungslos.

Ein furchtbarer Schneesturm aus dem Osten traf die in den tiefen Flanken der Heeresgruppe stehenden Verbände der 3. und 4. rumänischen Armee in der Steppe. Der rumänische Verbündete besaß keine schweren Waffen, Ausrüstung und Bekleidung waren mangelhaft. Die Rumänen an den gefährdeten Flanken einzusetzen, war in den deutschen Stäben von vornherein als Leichtsinn bezeichnet worden.

Am 19. November, um vier Uhr morgens, hämmerte die russische Artillerie stundenlang auf die rumänischen Stellungen bei Kletskaja und Serafimowitsch. Der darauffolgende Angriff durchstieß am gleichen Tage die Front nördlich Stalingrads.

24 Stunden später waren auch die rumänischen Stellungen südlich Stalingrads durchbrochen. Eine Zangenoperation größten Ausmaßes lief an. Beide russische Stoßkeile marschierten auf Kalatsch, wo sie sich schon am vierten Angriffstage trafen. Die 6. Armee war eingeschlossen. Jetzt wäre es darauf angekommen, durch sofortiges Handeln die Lage zu meistern, Stalingrad aufzugeben und eine neue Front in der Steppe mit dem Rücken zu den Flüssen Kalitwa und Donez zu bilden.

Es fehlte auch im Führerhauptquartier nicht an Stimmen, die den Ausbruch aus dem Kessel befürworteten, hatten doch die 22 Divisionen, über die der Oberbefehlshaber, Generaloberst Paulus, verfügte, nur noch Versorgungsgut für eine Woche. Als Hitler dem Drängen nachzugeben schien, erklärte sich verhängnisvollerweise Göring bereit, die Versorgung der eingeschlossenen Armee auf dem Luftwege sicherzustellen. Er versprach, jeden Tag 500—600 Tonnen Transportraum einzusetzen.



Lange vor Stalingrad: Der spätere Generalfeldmarschall Paulus (ganz rechts) bei einer Lagebesprechung im „Führerhauptquartier" Foto aus „Der Zweite Weltkrieg"

Eigentlich wären 1000 Tonnen notwendig gewesen, aber nicht einmal der zehnte Teil gelangte in den Kessel. Auch der Abtransport sämtlicher Verwundeter war unmöglich. Zwar hatte die Luftwaffe in unermüdlichem Einsatz erstaunliche Leistungen vollbracht, sie mußte aber Görings leichtsinniges Versprechen mit 1000 Toten bezahlen. 500 Flugzeuge gingen verloren.

Jenseits des Kessels in der Ostukraine übernahm am 28. November Generaloberst von Manstein — nach internationalen Urteilen einer der fähigsten Feldherren des Zweiten Weltkrieges — die Führung der Heeresgruppe Don. Er erkannte das ganze Ausmaß der Gefahr, forderte freie Hand und den sofortigen Ausbruch der Paulus-Armee. Er erhielt den Befehl zu einer Entsatzoffensive ostwärts des Don mit dem Ziel, auf kürzestem Wege die Verbindung mit der 6. Armee herzustellen. v. Manstein versammelte alle zufließenden Kräfte im Raume Kotelnikowo bei der 4. Panzer-Armee des Generalobersten Hoth, dem damit vier Panzerdivisionen, eine Infanterie-Division und drei Luftwaffenfeld-Divisionen zur Verfügung standen. Mit dieser Angriffsgruppe trat er am 12. Dezember aus Südwesten gegen Stalingrad hin an. Rund 130 Kilometer waren kämpfend zu überwinden.

Die fast 200 Panzer und 40 Sturmgeschütze, von Hoth meisterhaft eingesetzt, kamen zunächst gut voran und fügten den überlegenen russischen Panzerkräften schwerste Verluste zu. In zehn Tagen wurden in ununterbrochenen Kämpfen 80 Kilometer zurückgelegt. Aber 48 Kilometer vor Stalingrad endete das Unternehmen, weil die Russen am mittleren Don bei der 8. italienischen Armee durchgebrochen waren. v. Manstein benötigte eine der angesetzten Panzer-Divisionen, die 6. Panzer-Division, um diesen gefährlichen Einbruch abzuriegeln.

Der Kampf an der Verteidigungsfront Stalingrads ging unterdes weiter. Aber unter welchen Bedingungen. Es fehlte an allem. Noch waren 75 Panzer fahrbereit, aber nahezu ohne Benzin und Munition. Die sowjetischen Einschließungstruppen in Stärke von über 600 000 Mann hatten dagegen 60 000 Geschütze, 2000 Stalinorgeln und 5000 Panzer in Stellung gebracht.

Spätestens am 20. Dezember hätte die 6. Armee aus dem Kessel ausbrechen müssen. Die Erlaubnis erhielt sie nicht. Danach wurde der russische Druck stärker und stärker, der Widerstand schwächer und schwächer.

Marschall Paulus: Beförderung und Kapitulation zugleich

Am 8. Januar machten die Russen ein Kapitulationsangebot. Paulus lehnte auf Hitlers Befehl ab. Daraufhin griffen die Russen mit Artillerieunterstützung, die an die Materialschlachten des Ersten Weltkrieges erinnerte, am 10. Januar an der Stalingrader Westfront konzentrisch an und erzielten breite Einbrüche, weil abschnittsweise keine Verteidiger mehr lebten oder sich verschossen hatten. Der Kessel wurde auf ein Drittel seines ursprünglichen Umfangs zusammengedrückt, der Flugplatz Pitomnik ging verloren. Aber immer noch wehrten sich verzweifelt fechtende Gruppen in den Ruinen und den Schneelöchern. Auf dem verbliebenen Flugplatz Gumrak spielten sich herzzerreißende Szenen ab, wenn die noch gehfähigen Verwundeten die Flugzeuge stürmten, sich an die Tragflächen klammerten und von den sich überschlagenden Maschinen getötet wurden. Die Temperatur war unter -35 Grad gesunken.

In einzelne kleine Kessel aufgespalten, wehrten sie sich im wahrsten Sinne des Wortes bis auf die letzte Patrone. Am 30. Januar unterzeichnete Paulus, der noch zum Feldmarschall befördert worden war, die Kapitulation.

Am Morgen des 2. Februar 1943 wurde noch ein Funkspruch des Feldmarschalls aufgefangen: „Die 6. Armee hat getreu ihrem Fahneneid für Deutschland bis zum letzten Mann und zur letzten Patrone die Position bis zuletzt gehalten. gez. Paulus." Den allerletzten Funkspruch aus Stalingrad nahm die Heeresgruppe Don in den Mittagsstunden auf: Wolkenhöhe 5000 Meter, Sicht 12 Kilometer, klarer Himmel, vereinzelt kleine Wölkchen, Temperatur 31 Grad minus, Wetterstelle meldet sich ab. Gruß an die Heimat." Die deutsche Luftaufklärung meldete am Morgen des 3. Februar: „In Stalingrad keine Kampftätigkeit mehr!"

Für die deutschen Soldaten an allen Fronten war Stalingrad ein unfaßbares Ereignis. Der Vertrauensschwund war nur durch die operativen Leistungen der Armeeführer und die moralische Kraft der Truppe wieder wettzumachen. Nach ausländischem Urteil dürfte bezweifelt werden, ob ein anderer Feldherr dieser psychischen Belastung standgehalten hätte und danach erneut das Mißverhältnis der Kräfte durch Standhaftigkeit und Hingabe auszugleichen imstande gewesen sei.

Der deutsche Soldat hat in Stalingrad und in den nachfolgenden Kämpfen im großen Donbogen in Einzelleistungen bei kluger Führung und bei überlegenem operativem Geschick der Kommandierenden über die zehn- bis zwanzigfache Übermacht der von der Gegenseite bewußt geopferten Massen triumphiert.

F. Deutsch

Rentenversicherung:

Rücklagen bis Ende 1981 aufgezehrt

Finanzierung der Renten nur noch für dieses Jahr gesichert – Steuer für Altersversorgung?

MÜNCHEN — Bundesminister Ehrenberg erklärte vor kurzem, daß es zu einer umfangreichen Reform der Renten kommen müsse. Und er nannte drei Punkte: 1. Die höchstrichterlich geforderte Gleichbehandlung von Witwen und Waisen, 2. die „Überversorgung" (wenn Renten höher ausfallen als das letzte Nettoeinkommen), 3. die unterschiedlichen Versorgungssysteme im öffentlichen Dienst. Weiter erklärte er, die Versteuerung der Altersbezüge könnte „eine vernünftige Möglichkeit zur Gleichbehandlung von Arbeitnehmern und Rentnern sein". Allerdings wisse er heute noch nicht, „ob wir sie in Angriff nehmen". Und fügte diesen Erklärungen hinzu, man prüfe auch die Möglichkeit der Einführung eines Rentnerbeitrags zur Krankenversicherung und die Einbeziehung der Zuschläge für die Sonn- und Feiertagsarbeit in die Versicherungspflicht.

Eigentlich könnte die Opposition frohlocken. Aber sie sollte es nicht tun. Vor den letzten Bundestagswahlen hatte sie immer wieder auf die kritische Lage der Rentenversicherung hingewiesen. Und wurde der Panikmache beschuldigt. Es ist noch in aller Erinnerung, wie unmittelbar nach Wahl der neuen Regierung Bundesminister Arendt, der Verantwortliche, zurücktrat. Sein längst fälliger Rücktritt wurde so lange hinausgeschoben, um nicht eventuell die Regierungsbildung zu gefährden. Landauf und landab verkündeten die Wahlredner der SPD und F.D.P., an der Spitze Bundeskanzler Schmidt, daß die Renten völlig gesichert seien. Der Rücktritt von Bundesminister Arendt aber hat gezeigt, daß all diese Beteuerungen wider besseres Wissen abgegeben worden sind.

Was war geschehen, daß eine sozialpolitisch so wichtige Einrichtung wie die Rentenversicherung, die von der Gründung der Bundesrepublik an mit besonderer Sorgfalt von den verschiedenen Regierungen behandelt, ausgebaut und finanziell gesichert wurde, in den Jahren nach 1972 in immer mehr zunehmende Schwierigkeiten kam? 1972 war das Jahr der Neuregelung der deutschen Rentenversicherung, das Jahr, in dem in seiner Regierungserklärung 1969 Willy Brandt ankündigte, er werde mit seinen Ministern den schrittweisen Abbau der Altersgrenzen in der Rentenversicherung sowie die gesetzliche Altersversicherung für weitere Gesellschaftsgruppen prüfen und dabei das schöne Wort aussprach, „Solidität wird die Richtschnur unserer Finanzpolitik sein"!

Mahnende Stimmen überhört

Im Jahre 1972 wurde dann eine Reform durchgeführt. Auch der damaligen Bundesregierung war klar, daß diese Neuregelungen viel Geld kosten würden. Deshalb stellte man im Ministerium Arendt eine 15jährige Vorausberechnung von Einnahmen, Ausgaben und Vermögen der Rentenversicherungsträger an. Das gewonnene Bild, bei dem man z. B. davon ausging, daß in diesen 15 Jahren die Löhne jedes Jahr um 10 Prozent steigen würden, war mehr als rosig. Auf Grund dieser Ergebnisse wurden die Leistungen erheblich verbessert.

Es hat schon 1972 nicht an Mahnungen der Fachleute gefehlt, die darauf hinwiesen, daß diese Vorausberechnungen in keiner Weise sachlich richtig seien. Aber man hat diese mahnenden Stimmen aus Wissenschaft und Praxis überhört und ihre Träger als „Panikmacher" verächtlich gemacht.

Trotz immer höherer Beitragsbemessungsgrenzen — sie stiegen von 1972 bis 1977 in der Rentenversicherung von 2100 auf jetzt 3700 DM — trotz der Erhöhung des Beitragssatzes von 1972 (17 Prozent) auf 1973 (18 Prozent), wurde die Lage der Rentenversicherungen immer kritischer. Nur die Auflösung der beträchtlichen Reserven der Angestellten-Versicherung konnten bisher bei der Rentenversicherung der Arbeiter den Ausgleich schaffen. Und nun kommt die Erklärung von Bundesminister Ehrenberg, die doch nichts anderes heißt, daß man die Renten durch Versteuerung und Einführung eines Krankenversicherungsbeitrages kürzen will, um wenigstens einen Teil der Renten durch Steuern wieder der Staatskasse zuführen will, oder, besser gesagt, zuführen muß.

Recht unklar sind in dieser Ankündigung zwei Punkte. Einmal der Hinweis auf die Überversorgung. Tatsächlich ist dieser Fall in nicht wenigen Familien vorhanden. Durch die prinzipielle Steuerfreiheit, durch die Anpassung an die Steigerung der Bruttolöhne, kann es vorkommen, daß Rentenbezieher mehr Bargeld erhalten, als Arbeitnehmer der gleichen Kategorie. Will Ehrenberg die Rentenanpassung abschaffen oder nur noch eine Nettoanpassung vornehmen? Will er den Grundsatz abschaffen, daß die Renten auf die Höhe und die Dauer der Beitragszahlung berechnet werden? Was heißt der Hinweis auf die unterschiedlichen Versorgungssysteme im öffentlichen Dienst? Sollen die Beamten ebenfalls sozialversichert werden? Sein Gewerkschaftskollege Kluncker hat nach dieser Richtung schon Vorstöße gemacht. Der Beamte als Arbeitnehmer mit Streikrecht wäre die Folge.

Alle diese Möglichkeiten liegen in der Erklärung von Dr. Ehrenberg. Auch die Möglichkeit einer Einheitsversicherung. Es fehlt nur der Hinweis darauf, daß die jetzige Lage eine Folge der überstürzt 1972 eingeführten Reformen und der bodenlosen Leichtfertigkeit, mit der das Bundesministerium Arendt seine 15jährige Vorausberechnung aufgestellt hat. Wieder einmal ein Beweis dafür, daß die Reformen gegen alle wirtschaftliche Vernunft und gegen die wirklichen Interessen der Versicherten und der Rentner unternommen worden sind. Wie weit wahltaktische Gesichtspunkte auf dieses Reformwerk der Regierungsperiode des Herrn Brandt mitgewirkt haben, sei dahingestellt. Immerhin kann gesagt werden, daß der Grundsatz jeder gesunden Sozialpolitik, auf der Leistungsfähigkeit der Wirtschaft zu beruhen, gründlich übersehen wurde.

Noch 1965 betrugen die Belastungen der einzelnen Haushalte der Versicherten für Sozialbeiträge durchschnittlich 10,7 Prozent. Aber 1977 waren es bereits 13,4 Prozent, also eine Steigerung von bereits 2,7 Prozent vom Einkommen. In noch größerem Umfang stiegen die Belastungen der Unternehmungen. Es muß also festgehalten werden, daß die Steigerung der Leistung der Rentenversicherungen von 19,404 Milliarden DM im Jahre 1960 auf 114.163 Milliarden DM 1977 zum größten Teil von den Versicherten selber aufgebracht wurde. Daß also die mehr als 11 Millionen Rentner in der Bundesrepublik Deutschland allen Anlaß haben, sich darum zu sorgen, daß sie im Falle eines Rentenbezugs auch eine entsprechende Gegenleistung erhalten.

Die gegenwärtige Regierung kann aus ihrer Verantwortung nicht entlassen werden. Sie hat im falschen Augenblick und unter falschen Berechnungen „reformiert". Die notwendigen Einschränkungen muß sie selber verantworten. Die eingetretene Arbeitslosigkeit kann nicht als Entschuldigung dienen. Auch sie ist, darauf weisen immer wieder die Sachverständigen aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft hin, nicht in ihrer jetzigen Höhe unvermeidbar. Wer die Wirtschaft überbelastet mit Steuern, Abgaben und Vorschriften, hat dafür die Verantwortung zu übernehmen. Als Anfang der fünfziger Jahre die Arbeitslosigkeit fast neun Prozent betrug, hat die damalige Regierung durch Förderung der Privatwirtschaft diese Zahl in wenigen Jahren auf ein bis eineinhalb Prozent heruntergedrückt.

Unsere Rentenversicherung ist ein Stück unserer sozialen Sicherheit für fast 11 Millionen Menschen. Gerade unsere alten Menschen haben ein Leben besonderer Unsicherheit mit Krieg, Besatzungszeit, Vertreibung aus der Heimat hinter sich. Und sie haben einen Anspruch auf eine Sicherheit im Alter. Es wird Zeit, daß das von den Verantwortlichen in Bonn erkannt wird. Wir wollen keine Sozialgeschenke auf Kosten unserer Zukunft, sondern eine Sicherung dieser Zukunft durch wirklichkeitsbewußtes Handeln.

Hans M. Müller



„Davon kann überhaupt keine Rede sein!" Zeichnung aus „Die Welt"

Lohnsteuerrecht:

Dem Staat kein Geld schenken

Jahresausgleich kann bis zum 31. Mai 1978 beantragt werden

BONN — Nach der Einkommensteuerreform von 1975 ist der Lohnsteuer-Jahresausgleich noch wichtiger geworden. Mehr Arbeitnehmer als zuvor zahlen zuviel Lohnsteuer. Den zuviel gezahlten Betrag können sie vom Finanzamt zurückerhalten. Ein Antrag auf Lohnsteuer-Jahresausgleich lohnt sich für die meisten Arbeitnehmer. Auf amtlichem Formular ist er bis zum 31. Mai beim Finanzamt einzureichen. Aus dem Formular ist auch ersichtlich, welche Beträge im einzelnen vom Bruttoverdienst steuerfrei abgesetzt werden können.

Zuviel Lohnsteuer zahlt ein Arbeitnehmer vor allem dann, wenn er nicht das ganze Jahr über in einem Arbeits- oder Dienstverhältnis gestanden oder wenn er Lohn oder Gehalt in unterschiedlicher Höhe bezogen hat. Die Summe der im Laufe des Jahres gezahlten Lohnsteuer wird mit der Jahreslohnsteuertabelle verglichen. Diesen Vergleich kann schon der Arbeitgeber vornehmen. In Betrieben mit mindestens zehn Arbeitnehmern ist er dazu verpflichtet, in kleineren berechtigt. Er kann dabei auch nachträglich in die Lohnsteuerkarte eingetragene Freibeträge berücksichtigen. Solche Freibeträge trägt das Finanzamt aber nur dann ein, wenn die Summe der erhöhten Werbungskosten, Sonderausgaben und außergewöhnlichen Aufwendungen 1800 DM im Jahr übersteigt. Diesen vereinfachten Lohnsteuer-Jahresausgleich muß der Arbeitgeber bis zum 31. März durchführen.

In allen anderen Fällen ist das Finanzamt für den Jahresausgleich zuständig. Das gilt vor allem dann, wenn die Summe der beanspruchten Freibeträge unter 1800 DM im Jahr liegt oder wenn Vorsorgeaufwendungen geltend gemacht werden, die durch die in die Lohnsteuertabelle eingearbeitete Vorsorgepauschale von 16 Prozent des Bruttolohns nicht gedeckt sind. Diese Pauschale deckt im allgemeinen nur die Beiträge zur Sozialversicherung. Beiträge zu Privatversicherungen und zu Bausparkassen können also in der Regel nur im Lohnsteuer-Jahresausgleich abgesetzt werden. Zuständig ist das Finanzamt auch, wenn beide Ehegatten Arbeitnehmer sind. Sie müssen den Jahresausgleich gemeinsam beantragen.

Bernhard Kramer

Kurzinformationen

Vorsorgebewußt

HAMBURG — Die Emanzipation der Frau macht von Tag zu Tag mehr Fortschritte. Auch ihre Alters- und Hinterbliebenenvorsorge nehmen die Frauen neuerdings immer stärker in die eigene Hand, wie die Versicherungsstatistiker herausgefunden haben. So wird bereits jede vierte Lebensversicherung mit einem Betrag über 5000 Mark von Frauen abgeschlossen. Am vorsorgebewußtesten sind hierbei offensichtlich die Sekretärinnen, auf die Anfang 1976 bereits 34 Prozent aller dieser Großlebensversicherungen weiblicher Versicherungsnehmer entfielen. Hausfrauen schlossen 24 Prozent der Vertragssummen ab, weibliche Beschäftigte in der Krankenpflege und in der Erziehung 15 sowie Angestellte im Handel 11 Prozent. Die Arbeiterinnen bilden mit einem nur fünfprozentigen Anteil zwar das Schlußlicht; dies ist aber ausschließlich auf den Rückgang der vermögenswirksamen Lebensversicherung zurückzuführen. Die durchschnittliche Versicherungssumme der Frauen ist inzwischen von 16 000 auf 19 000 Mark gestiegen. Die höchsten Abschlüsse machen Ärztinnen mit Durchschnittspolicen über 47 100 Mark. Und noch eine aufschlußreiche Zahl halten die Versicherungsstatistiker bereit: Das Eintrittsalter der Frauen in eine Lebensversicherung lag vor zwei Jahren noch bei 33,3 Jahren. Heute schließen sie im Durchschnitt bereits mit 32,8 Jahren eine Lebensversicherung ab. NP

Kindergeld

Nürnberg — Zum 1. Januar wurde das Kindergeld für das zweite Kind um 10 DM und für das dritte und jedes weitere Kind um je 30 DM monatlich erhöht. Das Kindergeld beträgt nun monatlich für das erste Kind 50 DM, für das zweite Kind 80 DM, für das dritte und jedes weitere Kind 150 D-Mark. Die Arbeitsämter werden die Zahlungen für rund 3,81 Millionen zweite Kinder und rund 2,14 Millionen dritte und weitere Kinder auf die erhöhten Beträge umstellen, ohne daß die Berechtigten mitwirken müssen, teilt die Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg mit. Die Gesamtsumme des von ihr auszuzahlenden Kindergeldes wird sich damit jährlich um rund 1,23 Milliarden DM erhöhen. 1977 bewilligten die Arbeitsämter insgesamt 11,1 Milliarden DM Kindergeld. Ende Dezember 1977 erhielten 7,2 Millionen Berechtigte Kindergeld für 13,4 Millionen Kinder; darunter waren 850 000 Ausländer mit 1,9 Millionen Kindern im In- und Ausland. Gegenüber dem Jahr 1976 haben sich die Zahlen für ausländische Berechtigte nicht verändert; bei den Deutschen sind es jedoch 100 000 Berechtigte und 200 000 Kinder weniger als im Vorjahr. Dementsprechend sind auch 250 Millionen D-Mark für Kindergeld weniger auszuzahlen gewesen. Insgesamt wurden im zu Ende gehenden Jahr 45 Millionen Kindergeld-Zahlungen ausgeführt. BA

Behindertengerecht

HAMBURG — Nachahmenswert erscheint der Einsatz des Hamburger Bausenators Bialas für Behinderte. Die neue Hamburger Bauordnung sieht zwar für künftige Neubauten, die öffentlich zugänglich sind, behindertengerechte Einrichtungen vor, aber der Senator forderte jetzt darüber hinaus alle Behörden, Verbände und Organisationen mit öffentlichen Altbauten auf, auch ohne den Zwang des Gesetzes jede Möglichkeit (beispielsweise Umbauten) für den guten Zweck zu nutzen. Auch der kleinste Schritt, so Bialas, den Behinderten und den älteren Menschen ihre Teilnahme am öffentlichen Leben zu erleichtern, sei schon zu begrüßen. dpd

Pflichtbeiträge

Berlin — Die Bundesversicherungsanstalt für Angestellte (BfA) weist darauf hin, daß seit dem 1. Januar alle versicherungspflichtigen Selbständigen ihre Pflichtbeiträge zur Rentenversicherung der Angestellten monatlich entrichten müssen. Bisher brauchten diejenigen Selbständigen, die auf eigenen Antrag in der Angestelltenversicherung versicherungspflichtig sind, ihre Beiträge erst am Ende des jeweiligen Kalenderjahres zu zahlen. Das war letztmalig für das Jahr 1977 möglich. Pflichtversicherte Selbständige, die ihre Beiträge im Abbuchungsverfahren leisten, wurden durch die BfA auf die neue Regelung gesondert hingewiesen. **E. M.**

Wir gratulieren...

zum 97. Geburtstag

Rogowski, Luise, aus Wittingen, Kreis Lyck, jetzt Steinacker, 5276 Wiehl 2, am 27. Januar

zum 95. Geburtstag

Brosda, Emma, aus Osterode, Moltkestraße, jetzt bei ihrer Tochter Hildegard Nachtigall, Parkallee 125, 2800 Bremen, am 27. Januar

Klafki, Berta, aus Rößel, jetzt Altenstift St. Andreas, 4300 Essen, am 28. Dezember

Wiluda, Ottilie, aus Münchenfelde, Kreis Lötzen, jetzt Bromberger Straße 2, 8720 Schweinfurt, am 24. Januar

zum 93. Geburtstag

Schwandt, Franz, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Auf der Burg 58, 5970 Plettenberg, am 18. Januar

zum 92. Geburtstag

Pietruk, Auguste, aus Skomanten, Kreis Lyck, jetzt Dechant-Stoux-Straße 57, 4060 Viersen, am 25. Januar

zum 91. Geburtstag

Barczewski, Minna, aus Gr. Lasken, Kreis Lyck, jetzt Heinrichsallee 58, 5860 Iserlohn, am 25. Januar

Brassat, Anna, aus Barten, Kreis Rastenburg, jetzt Ennepestraße 28, 4630 Bochum, am 16. Januar

Domnick, Anna, geb. Pilger, aus Borken, Kreis Pr. Eylau, jetzt Mittlere Dorfstraße 13, 3352 Einbeck 34, am 18. Januar

Krause, Luise, aus Seestadt Pillau, jetzt Zum Damm, 2370 Rendsburg-Saatsee, am 23. Januar

Lojewski, Luise, aus Lyck, jetzt Lindenstraße Nr. 18, 6350 Bad Nauheim, am 15. Januar

zum 90. Geburtstag

Groß, Anna, aus Scheppetschen, Kreis Stallupönen, jetzt Am Hang 13, 2160 Stade, am 28. Januar

Toschka, Rosa, geb. Hermanski, aus Buchenberg, Kreis Rößel, jetzt Entenweide 9, 4050 Mönchengladbach, am 29. Oktober

Wannags, Meta, aus Haffwerder (Agilla), jetzt Nordbahnhofstraße 26, Südseite, 2247 Lunden, am 15. Januar

Willuweit, Ida, aus Ragnit, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt 5461 Neu-Roßbach Wied, am 16. Januar

zum 89. Geburtstag

Bury, Else, aus Lyck, jetzt zu erreichen über Ewald Rathke, Wätjenstraße 62, 2800 Bremen 1, am 28. Januar

Drunk, Hermann, aus Seestadt Pillau I, Am Graben, jetzt Concrescarpe 117, 2800 Bremen, am 26. Januar

Graßhoff, Oskar, aus Seestadt Pillau I, Chausseestraße 6, jetzt Eutiner Straße 37b, 2360 Bad Segeberg, am 27. Januar

Penkwitt, Maria, geb. Warkalla, aus Grauschienen, Kreis Pr. Eylau, jetzt Dr. Karl-Möller-Platz 5, 2330 Eckernförde, am 24. Januar

Segatz, Johann, aus Fließdorf, Kreis Lyck, jetzt zu erreichen über Ewald Rathke, Wätjenstr. Nr. 62, 2800 Bremen 1, am 28. Januar

Thuso, Lina, geb. Link, aus Benkheim, Kreis Angerburg, jetzt bei Boettcher, Rotdornweg, 2061 Grabau über Bad Oldesloe, am 28. Januar

zum 88. Geburtstag

Labinsky, Amalie, aus Lyck, jetzt Klinikstraße Nr. 8, 4630 Bochum, am 22. Januar

Palluck, Karl, aus Wittenwalde, Kreis Lyck, jetzt Erlenweg 10, 2805 Stuhr 1, am 25. Januar

Schilawa, Marie, geb. Volkmann, aus Tharau, Kreis Pr. Eylau, jetzt Rudolfstraße 36, 5800 Hagen, am 22. Januar

zum 87. Geburtstag

Heßke, Ida, geb. Arndt, aus Kahlholz, Kreis Heiligenbeil, jetzt Marler Straße 295, 4352 Herten 3, am 17. Januar

Köpping, Johannes, aus Seestadt Pillau II, Turmbergstraße 42, jetzt Am Holm 45, 2371 Osterrönfeld, am 25. Januar

Meik, Franziska, aus Allenstein, Schubertstraße Nr. 39, jetzt Lesserstraße 133, 2000 Hamburg 70, am 17. Januar

Ostermann, Emma, geb. Duscha, aus Gedwangen, Kreis Neidenburg, jetzt Bahnhofstraße Nr. 46, 7050 Waiblingen, am 23. Januar

Rußlies, Johann, aus Seestadt Pillau I, Schulstraße 8, jetzt Dankwartsgrube 47, 2400 Lübeck, am 22. Januar

zum 86. Geburtstag

Alexnat, Frieda, geb. Hennig, aus Zinten, Kreis Heiligenbeil, jetzt Felsenkirchstraße 2, 6580 Idar-Oberstein, am 23. Januar

Brozy, Gustav, aus Burdungen, Kreis Neidenburg, jetzt bei seiner Tochter Gisela Rattay, Am Brunsberg 29, 5270 Gummersbach 1, am 25. Januar

Schwarz, Anna, geb. Hoyer, aus Königsberg, jetzt Heinrich-Wrage-Straße 16a, (Immenhof), 2427 Malente-Gremsmühlen, am 21. Januar

Springer, Willy, aus Zinten-Abbau, Kreis Heiligenbeil, jetzt bei seinem Sohn Georg, Lauferweg 47, 8505 Röthenbach/Pegnitz, am 15. Januar

Weiß, Martha, geb. Schultz, aus Königsberg, Bartensteiner Straße 5b, jetzt bei ihrer Tochter Anna und Schwiegersohn Hans Schemionek, Bussestraße 2, 3000 Hannover 51, am 9. Januar

zum 85. Geburtstag

Barran, Lina, geb. Alsdorff, aus Großgarten, Kreis Angerburg, jetzt Rotterdammer Straße Nr. 15, 2800 Bremen-5 Huchting, am 28. Januar

Basmer, Emilie, geb. Hellwig, aus Mükühnen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Ortsteil Sorgwohld, 2372 Owschlag, am 24. Januar

Boborowski, Charlotte, aus Königsberg, Friedrichstraße 11, später Mitteltragheim 2, jetzt Amselweg 5, 7317 Wendlingen, am 26. Januar

Bombek, Maria, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Wilhelmstraße 4, 4353 Oer-Erkenschwick, am 24. Januar

Kozik, Amalie, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Am Mühlenberge 4, 3340 Wolfenbüttel, am 20. Januar

Meier, Herta, geb. Weichert, aus Angerburg, jetzt Steinstraße 39, 5303 Bornheim, am 28. Januar

Niemann, Johann, aus Kobilinnen, Kreis Lyck, jetzt Hansastraße 38, 2000 Hamburg 13, am 27. Januar

Schönwald, Johanna, geb. Liedtke, aus Heiligenbeil, Rotgerbestraße 6, jetzt DRK-Altersheim Lindenburgstraße 21, 3508 Melsungen, am 19. Januar

zum 84. Geburtstag

Blum, Martha, aus Friedrichshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Gothaallee 23a, 1000 Berlin 19, am 24. Januar

Kolossa, Gertrud, aus Adlersdorf, Kreis Lötzen, jetzt Nachtigallenweg 4, 5880 Lüdenscheid, am 10. Januar

Meyer, Ida, geb. Borchert, aus Osterode, Bahnhofstraße 14 und Geierswalde, jetzt Steigerweg 11, 3422 Bad Lauterberg/Harz 1, am 23. Januar

Molgedei, Johanne, aus Rittergut Götzbach, Kreis Bartenstein, jetzt bei ihrer Tochter Anni Schmidtke, Kokscherstraße 31, 4500 Osnabrück, am 22. Januar

Müller, Heinrich, aus Bomben, Kreis Heiligenbeil, jetzt Am Brook 18, 2400 Lübeck-Afrade, am 19. Januar

zum 83. Geburtstag

Ahlert, Herta, geb. Possekel, aus Seestadt Pillau I, Gouvernementstraße 12, jetzt Röntgenstraße 30, DRK-Heim, 3146 Adendorf, am 28. Januar

Büge, Gertrud, geb. Steinecke, aus Königsberg, jetzt Geleitstraße 2, 6053 Obertshausen

Growitz, Martha, geb. Reichert, aus Königsberg, jetzt Dellerstraße 91, 5650 Solingen, am 26. Januar

Kimritz, Elisabeth, geb. Stoermer, aus Zinten, Kreis Heiligenbeil, jetzt Alter Postweg 1, 2857 Langen, am 16. Januar

Kowalewski, Emilie, geb. Wallendzik, aus Brennen, Kreis Johannisburg, jetzt Arpke über Lehrte, Doktorstraße 38, am 22. Januar

Kuczina, Elisabeth, aus Hohenstein, Kreis Osterode, jetzt Corneliusstraße 13, 5880 Lüdenscheid, am 10. Januar

Niedzwetzki, Fritz, aus Borken, Kreis Lyck, jetzt Löhstraße 139, 2851 Geestenseth, am 25. Januar

Werner, Wilhelmine, geb. Schulz, aus Gr. Lindenau, Kreis Königsberg, jetzt Riestedter Str. Nr. 4, 3111 Rätzlingen, am 14. Januar

zum 82. Geburtstag

Abramowski, Anna, geb. Mess, aus Jakunen, Kreis Angerburg, jetzt Escherstraße 11, 4156 Willich 3 Schiefbahn, am 22. Januar

Bonk, Johanna, aus Suleiken, Kreis Treuburg, jetzt Königsberger Straße 84, 5600 Wuppertal-Barmen

Czerwinski, Gustav, aus Wensen, Kreis Angerburg, jetzt Beethovenstraße 11, 4520 Melle, am 23. Januar

Foß, Hulda, geb. Engel, aus Gronden, Kreis Angerburg, jetzt Fliederweg 24, 2410 Mölln/Lauenburg, am 28. Januar

Gehrmann, Lina, geb. Nowack, aus Angerburg, jetzt Gr. Gärtnerstraße 43, 2202 Bramstedt, am 26. Januar

Prengel, Charlotte, geb. Wiezorek, aus Ortelsburg, Berliner Straße 1, jetzt Homberger Str. Nr. 123c, 4130 Moers 1, am 5. Januar

Reich, Käte, aus Kumgarben, Kreis Heiligenbeil, jetzt Grenzstraße 119, 4150 Krefeld (Bockum), am 24. Januar

Schröder, Hugo, aus Hohenfürst, Kreis Heiligenbeil, jetzt Helfersfrund 1, 6430 Hersfeld, am 26. Januar

Schulte, Käthe, aus Gumbinnen, jetzt In der Wann 63, 7600 Offenburg, am 24. Januar

Turowski, Maria, aus Widminnen, Kreis Lötzen, jetzt Widukindstraße 17, 2900 Oldenburg, am 22. Januar

zum 81. Geburtstag

Beckmann, Emma, aus Lyck, Soldauer Weg 4, jetzt Rietze 46, 3155 Edemissen 13, am 26. Januar

Brzoska, Marie, aus Preußenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Niemöller Straße 15, 4703 Bönen/Krünna, am 24. Januar

Gröblinghoff, Anna, aus Thiergarten, Kreis Angerburg, jetzt Hegenscheider Weg 76, 5990 Altena, am 23. Januar

Klimkeit, Madlina, aus Memel, Marktstraße 19, jetzt Niederflegge 13, 4992 Espelkamp, am 17. Januar

Matheus, Ida, aus Fließdorf, Kreis Lyck, jetzt Grashoffweg 7, 2160 Stade, am 27. Januar

Perkuhn, Fritz, aus Schaaksvitte, Kreis Königsberg-Land, jetzt Wiezenweg 8, 2305 Heikendorf, am 23. Januar

Szech, Henriette, aus Milussen, Kreis Lyck, jetzt Drosselweg 17, 5300 Bonn, am 25. Januar

Tyburzy, Gertrud, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 126, jetzt Braunstraße 15c, 2850 Bremerhaven, am 22. Januar

zum 80. Geburtstag

Braczko, Elisabeth, aus Drygallen, Kreis Johannisburg, jetzt Bodelschwinghstraße 2, 8540 Schwabach, am 16. Januar

Cardaun, Wilhelm, Kupferschmiedemeister, aus Hohenstein, Kreis Osterode, jetzt Luzerner Weg 6, 5000 Köln 80, am 21. Januar

Chitrek, Magdalene, aus Seestadt Pillau I, Holzwiese I, jetzt Wolburgstraße 18, 2408 Timmendorfer Strand, am 24. Januar

Jautelat, Rudolf, aus Matten, Kreis Ebenrode, jetzt 2241 Wrohm, am 28. Januar

Jost, Marie, geb. Nowitzki, aus Lyck, Bismarckstraße 46, 4630 Bochum-Langendreer, am 20. Januar

Jung, Charlotte, geb. Jugat, aus Gr. Daum, Kreis Labiau, jetzt Hohe Liet 1/3, 2400 Lübeck, am 2. Februar

Lach, Oskar, aus Hirschberg, Kreis Osterode, jetzt Ebbeblick 3b, 5880 Lüdenscheid, am 6. Januar

Lask, Amalie, aus Seefrieden, Kreis Lyck, jetzt Altenheim Landgrafenstraße 7, 3260 Rinteln, am 27. Januar

Lubbe, Karl, aus Seestadt Pillau-Camstigall, Marine-Siedlung, jetzt 2801 Quelkhorn 65, am 26. Januar

Maschlanka, Marie, geb. Rattay, aus Bruchwalde, Kreis Sensburg, jetzt Friedensstraße 20, 6236 Eschborn, am 17. Januar

Mathiszig, Lisbeth, geb. Blum, aus Kattenau, Kreis Ebenrode, jetzt bei ihren Kindern, Bahnhofstraße 88, 2139 Lauenbrück, am 12. Januar

Pannke, Otto, aus Kahlheim, Kreis Gumbinnen, jetzt 3071 Stöckse, am 10. Januar

Pokern, Maria, geb. Fischer, aus Bollgehnen, Kreis Samland, jetzt Siegburger Straße 179, 5000 Köln 21, am 22. Januar

Puknat, Meta, aus Lötzen, Erlensteg 33, 3100 Celle, am 27. Januar

Richard, Wilhelmine, aus Seestadt Pillau I, Schulstraße, jetzt Bergstraße 81, 2408 Timmendorfer Strand, am 21. Januar

Rilat, Else, aus Löwenhagen, Kreis Königsberg-Land, jetzt Donnerschweerstraße 254, 2900 Oldenburg, am 25. Januar

Salzmann, Martha, geb. Lettko, aus Albrechtswiesen, Kreis Angerburg, jetzt Salzstadelgasse, 7900 Ulm, am 23. Januar

Tiedtke, Berta, geb. Krusch, aus Angerburg, jetzt zu erreichen über Egon Machmüller, Moorkamp 15, 2110 Rotenburg/Wümme, am 26. Januar

Thurau, Erich, aus Eisenberg, Kreis Heiligenbeil, jetzt von Bodelschwinghstraße 64, 5630 Remscheid, am 23. Januar

Weissenberg, Berta, geb. Mann, aus Schanzenort, Kreis Ebenrode, jetzt Oberkailerstraße 6, 5561 Gransdorf, am 25. Januar

zum 75. Geburtstag

Cerachowitz, Marie, geb. Bujarzin, aus Ortelsburg, jetzt Schützenstraße 66/68, 2400 Lübeck, am 20. Januar

Dischkewitz, Anna, geb. Gronak, aus Ortelsburg, jetzt 7611 Oberharmersbach, am 2. Januar

Falk, Paul, aus Engelstein, Kreis Angerburg, jetzt Höhenstraße-Frielinghausen, 5060 Bensberg-Untereschbach, am 25. Januar

Goldberg, Fritz, aus Schlömpen, Kreis Rastenburg, jetzt Schloßbergstraße 51, 6927 Bad Rappenau-Fürfeld, am 18. Januar

Hoffmann, Wilhelm, aus Osterode, Baderstraße, jetzt Dieffenbachstraße 72, 1000 Berlin 61, am 27. Januar

Horn, Oskar, Diplom-Landwirt, aus Königsberg, jetzt Robert-Koch-Straße 15, 2140 Bremervörde, am 24. Januar

Kelch, Arthur, aus Bärslack, Kreis Gerdauen, jetzt Boeckhstraße 4, 1000 Berlin 61, am 25. Januar

Fortsetzung auf Seite 15

Kennen Sie die Heimat wirklich?

Die richtige Antwort auf unsere Bildfrage T 189

Es ist schon lange her, daß wir so viele Zuschriften auf eine Abbildung bekommen haben wie auf die Veröffentlichung in Folge 50. Diese gar nicht gute Wiedergabe des Fotos ermöglichte es trotzdem, daß eine große Zahl unserer Leser den Gästegarten



des Restaurants Schober in Ober-Eißeln, Kreis Tilsit, erkannte. Da uns viele gute Lösungen zugeschickt wurden, entschieden wir uns für den Beitrag von Elly Schewitz, geb. Schober, Landwehr 6, 5063 Overath, die als Tochter des Besitzers manche Kleinigkeiten nennen konnte, die verständlicherweise der Mehrzahl unserer Landsleute nicht bekannt sind. Sie schreibt:

„Ich freue mich sehr, eine Aufnahme mit dem Garten meines Vaterhauses veröffentlicht zu sehen. Das Foto stellt einen Teil der Pyramiden dar. Sie gehören zum Ausflugsort Ober-Eißeln. Das Bild müßte zwischen 1908 und 1910 entstanden sein. Nach Kriegsende standen hier schon Klapptische, Bänke und Stühle. Auch standen die Pyramiden nicht mehr einzeln, sondern waren zusammengewachsen und geschoren.

1908 konnte mein Vater, Gustav Schober, das Jagdhaus und Logierhaus mit 100 Morgen Park von Baron von Sanden Tussainen erwerben. Hier hatten ehemals große Jagden stattgefunden. Adelige aus England und Frankreich wurden zur Wolfsjagd geladen. 1812, als Napoleon in Rußland geschlagen wurde, konnten sich versprengte und halb erfrorene Soldaten nach Ostpreußen retten. Von ihnen wurden einige bei Baron von Sanden gesund gepflegt. Aus Dankbarkeit legten sie, es befand sich ein Gärtner unter ihnen, den Garten mit den Pyramiden nach dem Vorbild des Schlosses von Versailles an. Als Baron von Sanden es seinem Sohn übergab, ließ dieser eine große, breite Treppe bauen. 164 Stufen gingen vom Garten bis zur Memel. Dieses verschuldete ihn sehr und er verkaufte 100 Morgen seines riesigen Besitzes.

Mein Vater hat das Jagdschloß abgebrochen und einen großen Saal mit Fremdenzimmern gebaut. An schönen Sonntagen brachten vier bis fünf Dampfer Ausflügler von Tilsit und Ragnit nach Ober- und Unter-Eißeln. Fast alle Schulen haben hierher ihre Ausflüge und Wanderungen gemacht, haben in der Memel gebadet, spielten und sangen. Tausende werden sich daran erinnern.

Im Frühjahr, wenn die Memel eisfrei war, ging das Anrudern des Ragniter Rudervereins mit Ziel Ober- und Unter-Eißeln vonstatten. Unzählige Gläser „Knickebein" wurden getrunken. Sehr bewegte Tage brachte das Pfingstfest. Tag und Nacht blühte das Geschäft. Alte Freunde und Bekannte trafen sich dort. Doch den Höhepunkt bildete jedes Jahr die Tannenbergfeier. Alle Kriegervereine aus dem Kreisgebiet kamen mit ihren Fahnen und Musikkapellen. Sie feierten am Fuß des Bismarckturms, der auf der höchsten Erhebung des Kreises stand, die Befreiung Ostpreußens von den Russen.

Ober-Eißeln war im Winter und Sommer einmalig schön. Nicht umsonst hieß es ‚Litauische Schweiz'. Nachdem in der Daubas eine kleine Sprungschanze errichtet war, kamen viele Skiläufer mit ihren Brettern zu uns. So war auch im Winter ein reger Betrieb. Heute sind die Pyramiden abgebrannt und die Häuser zerschossen."

Aus der landsmannschaftlichen Arbeit in ...

HAMBURG

Vorsitzender der Landesgruppe: Fritz Scherkus, Hamburg. Geschäftsführer: Hugo Wagner, Triftkoppel 6, 2000 Hamburg 74, Telefon (0 40) 7 32 94 68.

HAMBURG
Sonnabend, 28. Januar, 18 Uhr,
Festhalle von Planten un Blomen

Winterfest der Landesgruppe
unter dem Motto
Winter in Ostpreußen in Wort und Lied.

Es wirken mit: Künstler der Hamburger Staatsoper und des Operettenhauses Hamburg, ein Spielmannszug mit flotten Märschen, die Tanzgruppe des TV-Jahn, eine Humoristin, der Ostpreußenchor und viele andere Künstler. Anschließend Tanz für alle. Eintritt 12,— DM. Vorverkauf bei allen Bezirksgruppenleitern und bei der Geschäftsstelle, Parkallee 86, 2000 Hamburg 13. An der Abendkasse 15,— DM.

BEZIRKSGRUPPEN

Bergedorf — Sonnabend, 21. Januar, 16 Uhr, Gaststätte Gämlich, Alte Holstenstraße 70, Jahreshauptversammlung. Diakon Böttger berichtet „Wie ein Sachse Ostpreußen erlebte" und zeigt Dias.

HEIMATKREISGRUPPEN

Heiligenbeil — Sonnabend, 25. Februar, 19 Uhr, im Vereinslokal Pudlich, Kl. Schäferkamp Nr. 36, Hamburg 6 (Nähe Haus des Sports), Kappen- und Kostümfest. Gäste willkommen.

Osterode — Sonnabend, 11. Februar, 19 Uhr, Gesellschaftshaus Pudlich, Kl. Schäferkamp 36, 2000 Hamburg 6, (U-Bahn bis Schlump, S-Bahn bis Sternschanze) Kappenfest. Gäste sowie Landsleute aus anderen Heimatkreisgruppen willkommen.

FRAUENGRUPPEN

Bergedorf — Freitag, 10. Februar, 15.30 Uhr, Lichtwarkhaus, Faschingsfeier. Bitte Kappen mitbringen.

Fuhlsbüttel — Dienstag, 24. Januar, 15.30 Uhr, Bürgerhaus Langenhorn, Tangstedter Landstr. Nr. 41 (U-Bahn Langenhorn-Markt), Monatszusammenkunft.

Hamm-Horn — Montag, 23. Januar, 15.30 Uhr, Rosenburg, Zusammenkunft.

Wandsbek — Donnerstag, 2. Februar, 19 Uhr, Gesellschaftshaus Lackemann, Hinterm Stern 14, Zusammenkunft. Kappen bitte mitbringen. Für die geplante Tombola beim Kappenfest bitte Sachspenden mitbringen.

BREMEN

Vorsitzender der Landesgruppe: Gerhard Prengel, Alter Postweg 51, 2805 Stuhr-Varrel, Tel. 04221/72606.

Bremen-Nord — Sonnabend, 21. Januar, 19.30 Uhr, bei Wildhack in Beckedorf, Heimatabend mit Tombola. Damit recht viele in den Genuß von Gewinnen kommen, sind wir für jedes Mitbringsel dankbar.

SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vorsitzender der Landesgruppe: Günter Petersdorf, Kiel. Geschäftsstelle: Wilhelminenstraße 47/49, 2300 Kiel, Telefon (04 31) 55 38 11.

Lägerdorf — Sonnabend, 21. Januar, 15 Uhr, VHS Lägerdorf, Farbdia-Vortrag von Lm. Heth über seine Reise zur Patenstadt Schippenbeil als Dank für die Spender der Kleider- und Kohlenaktion und der Marmortafel.

Lübeck — Sonnabend, 21. Januar, 16 Uhr, Lysia-Hotel, Konferenzsaal II, Bildvortrag von Irina Beiermann „Eine Sibirienreise 1976".

Pinneberg — Sonnabend, 21. Januar, 19.30 Uhr, Remter, Damm 39, Jahreshauptversammlung. Nach Erledigung der Tagesordnung einige Stunden gemütliches Beisammensein mit Tanz. Für Musik ist gesorgt. Bunte Kappen und gute Laune mitbringen. Gäste willkommen.

NIEDERSACHSEN

Vorsitzender: Fredi Jost. West: Fredi Jost, Hasestraße Nr. 60, 457 Quakenbrück, Tel. (0 54 31) 35 17. Nord: Werner Hoffmann, Max-Eyth-Weg 3, 3112 Ebstorf, Tel. (0 58 22) 8 43. Süd: Horst Frischmuth, Hildesheimer Straße 119, 3000 Hannover 1, Tel. (05 11) 80 40 57.

Niedersachsen-Süd — In der Zeit vom 29. Mai bis zum 6. Juni fahren die Frauengruppen von Niedersachsen-Süd nach Ostpreußen. Standort ist Allenstein, auf der Hinfahrt Zwischenübernachtung in Bromberg, auf dem Rückweg in Posen. Gemeinsame Fahrten finden statt nach: Frische Nehrung-Kahlberg, zur Marienburg und nach Nikolaiken. Da noch wenige Plätze frei sind, wird um umgehende Anmeldung an Ingeborg Heckendorf, ü. d. Dorfe 3, 3400 Göttingen, Telefon 05 51/79 33 81, gebeten.

Gifhorn — Sonnabend, 28. Januar, 20 Uhr, Kulturzentrum, Schützensaal, traditionelles Winterfest. Von der Spielgruppe wird ein einstündiges heimatliches Unterhaltungsprogramm geboten, dem sich ein Festball anschließt. Teilnehmer aus benachbarten Gruppen sind gern gesehene Gäste. Falls Plätze reserviert werden sollen, wird um Anmeldung gebeten.

Göttingen — Sonnabend, 21. Januar, 15.30 Uhr, Deutscher Garten, Reinhäuser Landstraße, Fototreffen der Frauengruppe über die vergangenen Fahrten. Das Wiedersehen beginnt mit einer gemeinsamen Kaffeetafel, anschließend werden Dias gezeigt. Gäste willkommen.

Uelzen — Sonnabend, 28. Januar, 19 Uhr, Hotel Stadt Hamburg, Wintervergnügen. Ball in Bolnuschkeiten mit Fleckessen. Landsleute und Freunde willkommen.

Weende — Sonnabend, 28. Januar, Schützenhaus, Kappen- und Kostümfest. — Auf der diesjährigen Jahreshauptversammlung, verbunden mit einem ostpreußischen Grützwurstessen, bekundeten die Mitglieder ihr Einverständnis mit der geleisteten Arbeit des Vorstandes durch einstimmige Beschlüsse. So wurden Herta Strunk als Kassiererin und Anorthe Nilson in einer Nachwahl in den Vorstand gewählt. Als Gäste wurden die Leiterin der Landesfrauengruppe, Frau Heckendorf und Stadtrat Biermann durch den Vorsitzenden Plewe begrüßt. Nach dem offiziellen Teil erfreute die eigene Senioren-Tanzgruppe die Anwesenden mit einigen ostdeutschen Tänzen.

NORDRHEIN-WESTFALEN

Vorsitzender der Landesgruppe: Harry Poley, Duisburg. Geschäftsstelle: Duisburger Straße 71, 4000 Düsseldorf, Telefon (02 11) 49 09 62.

Eschweiler — Donnerstag, 2. Februar, 17 Uhr, gemütliches Beisammensein anläßlich der Fasteloawendszeit.

Münster — Freitag, 3. Februar, ab 19 Uhr, Aegidiihof, Karnevalsball. Kapelle spielt zum Tanz. Kostümierung. Eintritt 4,— DM. Spätaussiedler haben freien Eintritt. Gäste willkommen. — Frauengruppe: Dienstag, 14. Februar, Aegidiihof, Zusammenkunft.

Recklinghausen — Gruppe Tannenberg: Sonntag, 29. Januar, 18 Uhr, Gaststätte Henning, am Neumarkt, Heimatabend und Karnevalsfeier unter dem Motto „Lustig sein — fröhlich sein". Kostüme und Kappen erwünscht. — Frauengruppe: Donnerstag, 9. Februar, 16 Uhr, Gaststätte Henning, Zusammenkunft.

BADEN-WÜRTTEMBERG

Vorsitzender der Landesgruppe: Erwin Seefeldt, Moltkestr. 55, 7410 Reutlingen 1, Tel. (0 71 21) 29 02 80.

Balingen — Sonntag, 29. Januar, 15 Uhr, Ostpreußen- und Landjugendheim, Jahreshauptversammlung. Als Gast wird Studiendirektor Fritz Romoth, Langenau, anwesend sein. Nach den Jahresberichten findet ein Grützwurstessen statt. Außerdem Enten- und Hähnchen-Verwürfelung. Alle Mitglieder und Freunde sind eingeladen.

Heidenheim-Brenz — Lm. Romoth führte einen Farbtonfilm über das südwestliche Ostpreußen vor. Der Film wurde teilweise unter schwierigen Bedingungen im Lauf von vier Sommern aufgenommen. Die Filmvorführung wurde eingerahmt durch ostpreußische Heimatlieder, die von der Singgruppe vorgetragen wurden.

Tübingen — Sonnabend, 21. Januar, 15 Uhr, im Gasthof „Adler"-Lustnau, Zusammenkunft mit Vortrag von Lm. Steinbacher über Memel und seine Geschichte.

Rastatt — Sonntag, 22. Januar, 15 Uhr, Gasthof Zum Salmen, Filmvorführung „Königsberg — einst und jetzt".

BAYERN

Vorsitzender der Landesgruppe: Erich Diester, Baaderstraße 71, 8000 München 5.

Ansbach — Freitag, 27. Januar, 19 Uhr, Frühlingsgarten, traditionelles Grützwurstessen mit gemütlichem Beisammensein und musikalischer Unterhaltung. Im Februar kein Monatstreffen.

München — Gruppe Ost-West: Sonnabend, 21. Januar, 19.30 Uhr, Haus des Deutschen Ostens, Kappenabend. Alle Landsleute und ihre Angehörigen willkommen.

München — In Anerkennung der durch langjährige, unermüdliche, treue Mitarbeit in der Bezirksgruppe der Ost- und Westpreußen erworbenen besonderen Verdienste wurden mit der Verdienstauszeichnung der Landsmannschaft Ostpreußen geehrt: Ernst Wagner aus Königsberg, jetzt 8000 München 80, Mühldorfstraße 39 und Paul Deutsch aus Pillau, jetzt 8000 München 82, An der Seidelbreite 8.

Erinnerungsfoto (166)

Lötzener Lyzeum — Diese Aufnahme entstand 1931 anläßlich des Schulausflugs der Obertertia des Lötzener Lyzeums, Jahrgang 1916, heute also 60jährige Damen. Dazu schreibt Gisela Schmidt, geb. Neumann, daß nicht alle Klassenkameradinnen abgebildet sind. Sie wäre dankbar, wenn die früheren Mitschülerinnen ihre Anschrift der Redaktion des Ostpreußenblattes, Postfach 8047, 2000 Hamburg 13, unter dem Stichwort „Erinnerungsfoto 166" mitteilen würden. Die Weiterleitung erfolgt dann umgehend. HZ

WIR GRATULIEREN

Schluß von Seite 14

Konietzka, Otto, aus Derz, Kreis Allenstein, jetzt Am Donneresch 3, 2870 Delmenhorst, am 24. Januar
Lukau, Friedrich, aus Seestadt Pillau I, Predigerstraße 4, jetzt 2391 Steinbergholz, am 24. Januar
Matteikat, Hermann, aus Waldhufen, Kreis Schloßberg, jetzt Gesekerstraße 12, 4770 Soest, am 14. Januar
Schledz, Lotte, aus Angerburg, jetzt Wolkenwaherweg 34, 2060 Bad Oldesloe, am 28. Januar
Schröder, Helene, aus Schneckenberg (Balga), Kreis Heiligenbeil, jetzt Bungenstraße 3, 2160 Stade, am 18. Januar
Siebert, Karl, aus Seestadt Pillau II, Reinkestraße 157, jetzt Heider Weg 14, 2370 Rendsburg, am 25. Januar

zum 70. Geburtstag

Behrendt, Werner, Oberamtsrat i. R., aus Wehlau und Mühlhausen, Kreis Wehlau, jetzt Reeperbahn 17, 2200 Elmshorn, am 23. Januar
Bludau, Herta, geb. Margenfeld, aus Wolitta, Kreis Heiligenbeil, jetzt Knollengraben, 7980 Ravensburg, am 19. Januar
Dettmann, Gertrud, geb. Struwe, aus Heiligenbeil und Königsberg, jetzt Volksparkstraße Nr. 5, 2000 Hamburg 54, am 23. Januar
Frank, Käthe, aus Königsberg, General Litzmann-Straße 47, jetzt Oldenburger Straße 29, 1000 Berlin 21, am 25. Januar
Frischmuth, Ewald, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, Rosenstraße 1, jetzt Wikingerstraße 45, 5000 Köln 91, am 10. Januar
Gumbert, Eva, verw. Hoerner, geb. Pustolla, aus Königsberg, jetzt Ramdohrstraße 32, 2800 Bremen 1, am 22. Januar
Holstein, Fritz, Tischlermeister, aus Jagotschen, Kreis Angerapp, jetzt Im Winkel 15, 1000 Berlin 33, am 2. Januar
Kablau, Fritz, aus Gurren/Klimken, Kreis Angerburg, jetzt 4540 Lengerich-Wechte Nr. 50, am 15. Januar
Klenast, Charlotte, geb. Jankowski, aus Elbing, Ratskeller, jetzt Egerer Platz 6, 8672 Selb, am 11. Januar
Kieschke, Margarete, aus Lyck, Kaiser Wilhelm-Straße 111, jetzt Am Heidebusch 13, 1000 Berlin 13, am 23. Januar
Kledtke, Lisbeth, geb. Czuja, aus Dippelsee, Kreis Lyck, jetzt Flurstraße 42, 5272 Wipperfürth, am 9. Januar
Krause, Hedwig, aus Lyck, Lycker Garten 41, jetzt Samlandstraße 9, 2400 Lübeck, am 24. Januar
Krohn, Paul, aus Willenheim, Kreis Lyck, jetzt Siedlung 19-Schmitzhöhe, 5253 Lindlar-Hommerich, am 22. Januar
Lumma, Oswald, aus Ortelsburg, jetzt Gaststr. 21, 2900 Oldenburg i. O., am 16. Januar
Mehrwald, Anton, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Str. 92, jetzt Teplitzer Allee 2—4, 2300 Kiel-Elmschenhagen, am 17. Januar
Nickel, Robert, aus Lyck, Danziger Straße 46, jetzt Hauptstraße 67, 2407 Bad Schwartau, am 19. Januar
Nitschmann, Maria, geb. Lotz, aus Lyck, Hindenburgstraße 20, jetzt Casparistraße 9, 3280 Bad Pyrmont, am 20. Januar
Pukas, Helene, aus Upalten, Kreis Lötzen, jetzt Königsberger Straße 54, 2350 Neumünster, am 22. Januar
Roy, Paul, aus Lyck-Abbau, jetzt Söldner Straße Nr. 55, 4600 Dortmund, am 23. Januar
Salecker, Anna, aus Steinberg, Kreis Lyck, jetzt Holzstraße 114, 4330 Mülheim/Ruhr, am 27. Januar
Schmidt, Martha, aus Liebenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt 3091 Wahnebergen, am 17. Januar
Schmittat, Willi, aus Buddern, Kreis Angerburg, jetzt Moorweg 31, 2352 Bordesholm, am 27. Januar
Skubich, Eva, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Heinrich-Schulz-Straße 19, 2800 Bremen 41, am 16. Januar
Trenkel, Bruno, Molkereimeister i. R., aus Salpia, Kreis Sensburg, jetzt Schölischer Straße 38, 2160 Stade-Schölisch, am 18. Januar
Treptau, Erna, geb. Schöttke, aus Seestadt Pillau I, Predigerstraße 3, jetzt Nachtigalstraße 5, 3000 Hannover, am 18. Januar
Winkowski, Martha, geb. Wichert, aus Pflichten-Osterode, Kreis Osterode, jetzt Lindenweg 39, 2330 Eckernförde, am 26. Januar
Wohlers, Margarete, geb. Krause, aus Königsberg, jetzt Lohstraße 121, 2406 Stockelsdorf, am 21. Januar
Wolhge, Leni, geb. Kraft, aus Osterode, Wanerstraße 18 a, jetzt Maurenbrecherstraße 2 a, 4000 Düsseldorf am 18. Januar

zur diamantenen Hochzeit

Glagau, Albert und Frau Erna, geb. Altenberg, aus Gr. Drebnau, Kreis Fischhausen, jetzt Siedlung 1, 5401 Post Waldesch, am 25. Januar

zur goldenen Hochzeit

Kowalewski, Albert und Frau Ottilie, geb. Piasetzki, aus Kukuckswalde, Kreis Ortelsburg, am 18. Januar
Stobbe, Paul und Frau Paula, aus Loye, Kreis Elchniederung, jetzt Breslauer Straße 11, 2077 Trittau, am 20. Dezember
Rosental, Hans und Frau Gerda, geb. Grigoleit, aus Lindenhorst, Kreis Labiau, jetzt Kreuzäcker 35, 7140 Ludwigsburg/Eglosheim

Vereinsmitteilungen

Studenten-Gemeinschaft Danzig-Westpreußen

Lüneburg — Die Studenten-Gemeinschaft Danzig-Westpreußen (DWS) im Ostpolitischen deutschen Studentenverband (ODS) e. V. veranstaltet ein Seminar über „Die Entwicklung Danzigs und der deutschen Ostgebiete im 19. und 20. Jahrhundert." Unter anderem sollen dabei folgende Themen in Vortrag und Diskussion behandelt werden: Danzigs weltpolitische Stellung zwischen den Weltkriegen, der Wiederaufbau Danzigs nach 1945, Westpreußens Entwicklung von 1945 bis heute, Vertreibung im 20. Jahrhundert. Das Seminar findet vom 17. bis 19. Februar in Lüneburg statt. Eingeladen sind alle interessierten jungen Menschen, vorwiegend im Alter von etwa 18 bis 35 Jahren. Teilnehmerbeitrag 25,— DM, Fahrtkosten werden erstattet. Anmeldungen und Anfragen an Hans-Joachim Zwiesler, Mörikestraße 15, 7920 Heidenheim 1, Telefon 0 73 21/5 04 47.

KULTURNOTIZEN

Stiftung Deutschlandhaus-Berlin — Gedenkstunde anläßlich des 200. Geburtstages von Heinrich von Kleist. Sonnabend, 21. Januar, 16 Uhr.

Haus des Deutschen Ostens Düsseldorf — Walter Kollo-Abend zum 100. Geburtstag des Komponisten aus Neidenburg. Mit Dr. Hanswerner Heincke. Mittwoch, 25. Januar, 19.30 Uhr.

Westdeutscher Rundfunk — Enttäuscht von der Bundesrepublik Deutschland? Eduard Neumaier interviewte Aussiedler, die nach Polen zurückgekehrt sind. Sonntag, 22. Januar, 8 bis 9 Uhr, II. Programm.

Eine Käthe-Kollwitz-Werkschau wird im kommenden Jahr in der chinesischen Hauptstadt Peking zu sehen sein. Es ist dies die erste Kunstausstellung im Rahmen des 1977 vereinbarten deutsch-chinesischen Kulturaustausches. Möglicherweise sollen die etwa 100 bis 120 Skulpturen, Holzschnitte, Radierungen und Zeichnungen auch als Wanderausstellung in anderen Teilen des Landes gezeigt werden, meldete die Tageszeitung ‚Die Welt'.

Reisen nach Ostpreußen — Die Landsmannschaft Ostpreußen weist für die rechtzeitige Planung von Reisen in die Heimat auf die Schrift ‚Informationen für Reisen nach West- und Ostpreußen' hin. Das Heft mit touristischen Hinweisen, Beschreibungen der Landschaften und Städte, einem kurzen geschichtlichen Abriß und Namensangaben in deutsch und polnisch, herausgegeben im Schild-Verlag, München, ist zu beziehen bei Landsmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84—86, 2000 Hamburg 13, zum Preis von DM 5,— zuzüglich Porto.

Aus den ostpreußischen Heimatkreisen . . .

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift. Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel. Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.

Angerburg

Kreisvertreter: Friedrich-Karl Milthaler, Postfach Nr. 8047, 2000 Hamburg 13, Telefon 44 65 41.

Die 20. heimatpolitische Arbeitstagung findet am 28./29. Januar im Ratsgymnasium in Rotenburg/Wümme, Gerberstraße, statt. Es sprechen: Dr. Otto von Habsburg „Ein politisch vereinigtes Europa — ein Garant für Heimatrecht, Menschenrecht und Freiheit". Am 29. Januar Professor Erhard Riemann, Kiel, „Ostpreußen heute — eine kulturpolitische Betrachtung". Am Abend des 28. Januar, wie in den Vorjahren „Schabbern" am offenen Feuer im Heimatmuseum.

Goldap

Kreisvertreter: Dr. Hans Erich Toffert, Blumenstraße 28, 4000 Düsseldorf, Telefon (02 11) 37 19 19.

Ferienmaßnahmen des Patenkreises Stade im Sommer — Zeltlager in Dänemark vom 27. Juli bis 16. August für Kinder im Alter von 10 bis 14 Jahren. — Zeltlager in Dänemark vom 16. August bis 5. September für Kinder im Alter von 13 bis 16 Jahren. — Kindererholungsfreizeit in der Jugendfreizeitstätte des Landkreises Stade in Cuxhaven-Berensch vom 6. bis 26. August für Kinder im Alter von 8 bis 12 Jahren. — Ferienerholungsfreizeit in Ober-Seemen (Vogelsberg) vom 5. bis 19. August für Kinder im Alter von 10 bis 13 Jahren. — Die Maßnahmen in Dänemark und Berensch kosten pro Teilnehmer 250,— DM. Die Maßnahme in Ober-Seemen kostet 180,— DM. Die Ferienmaßnahmen stehen auch Kinder Goldaper Eltern zur Verfügung. Vorsorglich werden bis zum 5. März insgesamt zehn Plätze für diese Kinder reserviert. Auch Anmeldungen über diese Zahl hinaus könnten in begrenztem Umfang berücksichtigt werden, wenn die Anmeldung bis spätestens 20. Februar erfolgt. Vereinzelte Nachmeldungen sind noch bis spätestens 5. März möglich. Anmeldungen nimmt sofort entgegen: Kreisgemeinschaft Goldap, z. Hd. Kurt Ellert, Gutleuthausstraße 4, 6730 Neustadt/Weinstraße.

Gumbinnen

Kreisvertreter: Dipl.-Ing. Dietrich Goldbeck, Winterberger Straße 14, 4800 Bielefeld 14, Tel. (05 21) 44 10 55.

Bekanntmachung des Wahlausschusses zur Neuwahl des Kreistages — Nach § 8 der Wahlordnung gelten alle vom Wahlausschuß gemäß § 6 im Ostpreußenblatt vom 26. 11. 1977 bekanntgegebenen Bewerber als gewählt, da keine Einwendungen vorliegen. Gemäß § 10 der Wahlordnung sind Einsprüche gegen die Gültigkeit der Wahl binnen eines Monats bei Otto Schöning, Stresemannstraße 3, 3180 Wolfsburg 1, einzureichen. Der Wahlausschuß: Otto Schöning, Kurt Bewersdorf, Heinz Urbat.

Bielefeld, Sonnabend/Sonntag, 1. und 2. April — Konstituierende Sitzung des Kreistages für die Amtszeit vom 1. 1. 1978 bis 31. 12. 1981. Hierzu erhalten die neugewählten Kreistagsmitglieder satzungsgemäß besondere Einladung mit Tagesordnung.

Bielefeld, Sonnabend/Sonntag, 3. und 4. Juni — Hauptkreistreffen der Gumbinner und des Salzburger Vereins mit Kreistagssitzung und buntem Abend am Sonnabend, sowie Hauptveranstaltung — Stunde der Patenschaft und Heimatgemeinschaft — am Sonntag.

Göttingen, Sonntag, 3. September — Gedenkfeier für die Gefallenen der ostpreußischen Truppenteile und für die Toten der Heimat am Ehrenmal im Rosengarten. Nach der Feier treffen sich die Teilnehmer aus Stadt und Kreis Gumbinnen in einem Lokal, das noch bekanntgegeben wird.

Salzburg, 16. bis 20. September — Veranstaltungen des Salzburger Vereins und der Salzburger Landesregierung anläßlich der Feier des 25jährigen Bestehens der Patenschaft Salzburg/Salzburger Verein. Hierbei Mitwirkung der Kreisgemeinschaft.

Heiligenbeil

Kreisvertreter: Georg Vögerl, Buggestraße 6, 1000 Berlin 41 (Steglitz), Telefon (0 30) 8 21 20 96.

Das Hauptkreistreffen der Kreisgemeinschaft findet am 3. und 4. Juni in unserer Patenstadt Burgdorf statt. Wir bitten um Vormerkung des Termins. Ein Treffen mit den Angehörigen der Garnison Heiligenbeil vom MG-Bataillon 9 (mot) und dem Schweren Granatwerfer-Bataillon 9 findet zum gleichen Zeitpunkt in Burgdorf statt. Alle Kameraden dieser Einheiten wenden sich bitte an: Oberstleutnant a. D. Reinhold Reich, Vogesenstraße 1, 5100 Aachen-Schmithof. Um Mitteilung von Anschriften, die diese Benachrichtigung nicht lesen, wird gebeten. Der genaue Beginn dieser Sonderveranstaltung wird noch bekanntgegeben. Die Familienangehörigen sowie die Hinterbliebenen unserer Kameraden sind selbstverständlich mit eingeladen.

Berichtigung — Bei der Bekanntgabe über den Bezug des Heimatbuches „Der Kreis Heiligenbeil" von Emil Joh. Guttzeit, ist irrtümlich eine falsche Postschecknummer veröffentlicht. Das richtige Konto muß lauten: Emil Kuhn, Postscheck-Nr. 275682-203, Postscheckamt Hamburg. Das Buch kann weiter bezogen werden.

Heilsberg

Kreisvertreter: Dr. Erich Gross, Kölner Straße 6, 5060 Bensberg, Telefon (0 22 04) 23 85.

Kirchspielstreffen Eschenau-Klingerswalde — Die seit geraumer Zeit geplante Zusammenkunft konnte an einem Wochenende im November stattfinden. Leo Bergmann — Eschenau — jetzt wohnhaft in Unna-Massen, hatte die umfangreichen Vorbereitungen, unterstützt von Leo Grunwald und Frau Kotthaus, in die Hand genommen. Landsleute aus Berlin, Kiel und Regensburg waren auch erschienen. Nach Begrüßung und Hinweisen zum Ablauf, schloß sich eine Kaffeetafel an. Es folgte ein Erlebnisbericht über eine Besuchsreise 1975 in Eschenau, gehalten von Frau Kotthaus. Nach anschließendem Abendessen fand in der Lagerkirche ein Hochamt, gehalten von Herrn Pfr. Manfred Erdmann — früher Schönbrück, Kreis Allenstein — statt, im Gedenken der Kriegstoten und der Opfer der Flucht und Vertreibung des Kirchspiels Eschenau. Abends beim gemütlichen Teil, wurden frühere Dorfbegebenheiten vorgetragen. Auch ein Königsberger Landsmann hatte mit humoristischen Beiträgen die Lacher auf seiner Seite. Danach konnte ausgiebig das Tanzbein geschwungen werden.

Der Vormittag des zweiten Tages vereinte alle zu einem Diavortrag von Leo Bergmann mit Aufnahmen über das heutige Eschenau und der Nachbardörfer. Im Anschluß folgte dann ein Referat, gehalten von Leo Grunwald, zum Thema: „Die Entstehung der Dörfer Eschenau Klingerswalde". In der anschließenden „Manöverkritik" war man sich einig, daß es über Inhalt, Form und Ablauf des Treffens eigentlich nichts zu kritisieren gab, wenn man alle Schwierigkeiten bedenkt, die mit einem solchen Treffen verbunden sind. Dank allerseits wurde vor allem Leo Bergmann ausgesprochen, der die Hauptlast der Vorbereitungen und des Programmablaufes getragen hatte. Meinung der etwa 100 Teilnehmer war, daß im folgenden Jahr erneut ein solches Treffen stattfinden soll. Nach dem Mittagessen blieb noch Zeit zu einem Gespräch. Anschließend fanden sich noch einmal alle zur ermländischen Vesper in der benachbarten Kirche zusammen. Sicher werden sich alle Teilnehmer noch lange der verlebten schönen Stunden mit den alten Dorfleuten erinnern.

Königsberg-Stadt

Amt. Stadtvors.: U. Albinus, Bonn, Tel. (0 22 21) 62 31 08. Geschäftsstelle: Merowinger Straße 55, 4000 Düsseldorf, Tel. (02 11) 33 40 97. Kartei: Haus Königsberg, Mülheimer Str. 39, 4100 Duisburg, Tel. (02 03) 28 13 21 51.

Erweiterung des Stadtausschusses — Bislang gehören dem Königsberger Stadtausschuß nur die Landsleute Ulrich Albinus, Günter Boretius, Heinz Hintze, Eberhard Wiehe sowie die Beisitzer Werner Strahl und Dr. Hanswerner Heincke an. Im Vorgriff zu den bei der Tagung der Königsberger Stadtvertretung in der Zeit vom 17. bis 19. Februar zu erwartenden Beschlüssen über eine Erweiterung des Stadtausschusses wurden bei dessen letzter Sitzung im Jahre 1977 gemäß § 7 der Satzung zwei weitere Mitglieder durch Kooption mit Sitz und Stimme in den Stadtausschuß aufgenommen. Es ist zunächst Lea Naß, Gehrtstraße 3, 4000 Düsseldorf 1, die schon mehr als ein Jahr im Stadtausschuß als Schriftführerin umsichtig tätig war. Zudem wurde der Düsseldorfer Ratsherr Hans Schweiger in den Stadtausschuß zunächst als kommissarischer Schatzmeister aufgenommen. Er hat inzwischen die Geschäfte übernommen und ist sehr erfreut darüber, daß er bereits zahlreiche Zahlungseingänge auf Sonderkonto „Königsberger Bürgerpfennig" an Stadtgemeinschaft Königsberg, Konto bei der Dresdner Bank in Hamburg Nr. 81338997/01 oder Konto Nr. 168101-205 beim Postscheckamt Hamburg verbuchen konnte. Er bittet bei den Einzahlungen stets Blockschrift zu verwenden.

Königsberg-Land

Kreisvertreter: Fritz Löbert, Spannstraße 22, 4600 Dortmund 14, Telefon (02 31) 23 09 95.

Anfang Januar kamen der Kreisvertreter und sein Stellvertreter (Löbert und Ziesmann) zu einer Besprechung über die Arbeit im neuen Jahr zusammen. Sie stellten fest, daß das abgelaufene Jahr viele zu erfüllende Aufgaben für die Kreisgemeinschaft brachte. Herausragendes Ereignis war die Kreisausschußsitzung im Oktober 1977 in Minden, bei der die Richtlinien für die weitere Arbeit festgelegt wurden. Zu beantwortende Anfragen über Heimatorte, Dorfbeschreibungen, Namen und Adressen von ehemaligen Nachbarn, Bekannten und Verwandten brachten viel Arbeit mit sich, aber auch Freude, helfen zu können. Doch helfen kann man nur, wenn die Heimatkartei ständig auf dem laufenden gehalten wird und alle Landsleute Veränderungen der Familienverhältnisse und des Wohnortes mitteilen würden. Die Kartei wird in Zukunft von Herrn Brandes von der Kreisverwaltung in Minden betreut, nachdem Frau Freiwald sie unter großer Mühe und Arbeit soweit wie möglich auf den neuesten Stand gebracht hat. Dafür sei ihr auch an dieser Stelle unser Dank ausgesprochen.

Kreistreffen — Im Rahmen dieser Besprechung wurde in Minden mit Herrn Brandes die weitere Arbeit durchgegangen und mit ihm immer neu auftauchende Fragen geklärt. Vorarbeit wurde auch schon geleistet für unser am 21. und 22. Oktober 1978 in Minden stattfindendes Heimatkreistreffen. Wir wollen Ihnen ein Programm bieten, das allen gefallen wird. Schon heute möchten wir alle Landsleute aus unserem Landkreis aufrufen, an diesem Treffen teilzunehmen. Bitte merken Sie sich diesen Termin und beziehen Sie ihn in Ihre Urlaubspläne mit ein. Je mehr Landsleute beim Heimattreffen erscheinen, umso mehr Gewinn haben Sie durch diesen Besuch. Fordern Sie bitte auch Ihre Verwandten und Bekannten, die weit von Ihnen entfernt wohnen, auf, nach Minden zu kommen, um hier im großen Kreis der Heimatverbundenen ein Wiedersehen zu feiern und in unserer Mundart nach Herzenslust zu schabbern.

Hinweisen möchten wir bei dieser Gelegenheit auf das Treffen der Fischhausener am 9. und 10. September in Pinneberg. Es ist besonders interessant für alle im norddeutschen Raum wohnenden Landsleute.

Mohrungen

Kreisvertreter: Siegfried Kloß, Lindenweg 6, 3146 Adendorf, Telefon (0 41 31) 1 81 87.

Oberländische Spichte — In den Jahren 1930—33 erschienen in der Elbinger Zeitung, die auch im westlichen Teil des Kreises Mohrungen viel gelesen wurde, in unregelmäßigen Abständen Artikel mit der Überschrift „Oberländische Spichte". Der Verfasser war nach meiner Erinnerung ein Herr Rose aus Kobulten. — Ob der Verfasser wirklich Rose hieß und aus Kobulten, Kreis Ortelsburg stammte, ist mir nicht bekannt. Vielleicht war es auch nur seine Künstleranschrift? Die damals veröffentlichten „Oberländischen Spichte" waren typische Schilderungen der Menschen des Oberlandes, ihrer Mundart, sowie ihrer Sitten und Gebräuche. Ich habe bisher vergeblich nach diesen Artikeln gesucht und wäre jedem dankbar, der mir einen Hinweis geben könnte, wie ich in den Besitz derselben kommen könnte.

Osterode

Kreisvertreter: Hans Strüver, Schützenwall 13, 3330 Helmstedt, Telefon (0 53 51) 3 20 73.

Versand des Kreisbuches — Ich kann die erfreuliche Mitteilung machen, daß inzwischen mit dem Versand des Kreisbuches begonnen wurde. Da aber der Versand von 1300 Exemplaren, die zum Subskriptionspreis bestellt waren, nicht an einem Tage erfolgen kann, wird sich die Auslieferung auf einen Zeitraum von etwa 14 Tagen erstrecken und im Lauf des Monats Januar beendet sein. Von der Verkaufslage von 2000 Stück waren bereits bis zum Ende der Subskription (31. Dezember 1977) 1300 Stück verkauft. Bei dieser großen Nachfrage kann den Landsleuten, die unser Kreisbuch noch erwerben wollen, nur geraten werden, möglichst bald eine Bestellung bei Lm. Westphal, Oldenburger Landstraße 10, 2420 Eutin, aufzugeben. Der Kaufpreis beträgt jetzt 39,80 DM und ist zugleich an das Konto der Kreisgemeinschaft Osterode (Girokonto Nr. 432190 bei der Kieler Spar- und Leihkasse in Kiel oder Postscheckkonto Nr. 301366-204 beim Postscheckamt Hamburg) zu überweisen.

Pr.-Eylau

Kreisvertreter: Wilhelm v. d. Trenck, Hempberg 51, 2000 Norderstedt 3, Telefon (0 40) 5 23 34 64.

Erholungsurlaub — Wie im Heimatbrief, Folge 24, bekanntgegeben, können sich Landsleute, deren Heimat im Kreisgebiet Pr. Eylau liegt, die über 65 Jahre alt sind und die nur eine bescheidene Rente haben, beim Kreisvertreter für einen Erholungsurlaub (Dauer drei Wochen) anmelden. Den Erholungsaufenthalt in einem Kurort, bei gegebenenfalls notwendiger ärztlicher Betreuung, trägt der Patenkreis. Reisekosten gehen zu Lasten der Urlauber. Es werden bis zu 15 Urlaubsteilnehmer berücksichtigt. Bitte um Bewerbungen — es sind noch Plätze frei. Die Bewerberliste wird am 1. Februar geschlossen.

Heimatkreiskartei — Beim Versand des Heimatbriefes vor Weihnachten, Folge 24, gab es eine Reihe von Rückläufen — Empfänger unbekannt verzogen. Liebe Landsleute, teilen Sie doch bitte unserem Karteiführer, Alfredt Wölk, Buschbültenweg 25, 2810 Verden/Aller — Telefon 0 42 31/37 57, jeweils Ihre neue Anschrift nach Stellungswechseln mit. Sie sparen nutzlos verpulverte Versandkosten, die die Kreisgemeinschaft zu tragen hat. Sie vermeiden Zeitverlust und verhöhnen nicht den treuen, selbstlosen Arbeitseinsatz unseres Lm. Alfred Wölk.

Familie Landsberg führt ihr Treffen 1978 nicht, wie ursprünglich geplant, am 20./21. Mai, sondern bereits am 29./30. April, durch. Tagungsort wie bisher Eschborn/Taunus. Bauernschänke am Taunus — Stange/Kaiser.

Kreisheimatstube — Denken Sie bitte daran, historischen und kulturell wertvollen Nachlaß unserer Kreisheimatstube testamentarisch zu vermachen bzw. zu überantworten. Helfen Sie mit, unwiederbringlich wertvolle Unterlagen aus der Heimat vor Trödlerläden und Sperrmüll zu bewahren. Bearbeiter der Kreisheimatstube: Alfred Wölk, Buschbültenweg 25, 2810 Verden/Aller, Telefon 0 42 31/37 57.

Rößel

Kreisvertreter: Aloys Sommerfeld, Reinhold-Frank-Straße 68, 7500 Karlsruhe.

Dr. Adolf Poschmann — Am 24. Dezember, kurz vor Vollendung seines 93. Lebensjahres, starb der allseits verehrte Dr. Adolf Poschmann, der zuletzt Oberstudiendirektor des traditionsreichen Gymnasiums in Rößel war. Groß ist die Zahl der Landsleute, die seine Lehranstalt besuchten und ihm ihre humanistische Bildung verdanken. Das Ermland verdankt dem verstorbenen Historiker eine Anzahl bedeutender Publikationen und der Kreis Rößel die wichtigsten Abhandlungen seiner Geschichte und Landeskunde. Fast ein Jahrzehnt leitete Adolf Poschmann die deutsche Realschule in Madrid und hat dem Land wissenschaftliche Beiträge geliefert. Eine bedeutende Persönlichkeit des Ermlandes, der geistige pater familias unseres Kreises, ist von uns gegangen. Seine Verdienste seien uns Aufgabe und Verpflichtung.

Rosa Toschka, geb. Hermanski, aus Buchenberg, jetzt Entenweide 9, 4050 Mönchengladbach, wurde am 29. Oktober 1977 90 Jahre alt.

Berta Klafki, jetzt Altenstift St. Andreas, 4300 Essen, beging am 28. Dezember 1977 ihren 95. Geburtstag. Herzlichen Glückwunsch den Jubilaren und weiterhin alles Gute.

Der Kreisausschuß hat beschlossen, daß das Hauptkreistreffen in diesem Jahr am Sonntag, 8. Oktober, in den Flora-Sälen in Köln stattfindet. Es wird gebeten, den Termin schon jetzt vorzumerken.

Der „Seeburger Kaffeeklatsch" findet Sonnabend, 4. März, Kolpinghaus, St. Apernstraße Nr. 32, in Köln statt.

Von Mensch zu Mensch


Hans Laucht

Hans Laucht (63), Hafenbaudirektor Professor Dr.-Ing., Leiter des Amtes Strom- und Hafenbau in der Behörde für Wirtschaft, Verkehr und Landwirtschaft der Hansestadt Hamburg, beging am 3. Januar sein 40jähriges Dienstjubiläum. 1915 in Danzig geboren, wo er auch sein Studium absolvierte, nahm Laucht zum Jahresbeginn 1938 seine Tätigkeit als Regierungsbaureferendar bei der Reichswasserstraßenverwaltung im Wasserbauamt Stettin auf. Obwohl 1938 zur Wehrmacht eingezogen, legte er Ende 1942 die Große Staatsprüfung ab. Im August 1945 trat er seinen Dienst bei der Freien und Hansestadt Hamburg im Amt Strom- und Hafenbau an. 1956 promovierte er in Hannover zum Dr.-Ing. Nach langjähriger Lehrtätigkeit an der Technischen Universität Berlin dort im März 1974 zum Professor für See- und Hafenbau bestellt, wurde Dr. Laucht am 1. Oktober 1974 die Leitung des Hamburger Amtes übertragen. Die Häfen der Hansestadt wurden für den Ingenieur, Wissenschaftler und Beamten zur Lebensaufgabe. Sein besonderes Interesse gilt den wasserbaulichen Problemen der Elbe. Die durch seine Initiative und Förderung entstandene Forschungsstelle Neuwerk hat als vorbildliche Planungseinrichtung für den vorgesehenen Tiefwasserhafen Scharhörn internationale Anerkennung gefunden.

Wieder Trakehner in die USA

Transport durch Luftfracht

Frankfurt (Main) — Die Zahl der Zuchthengste in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nimmt immer mehr zu. Dadurch wird die reinrassige Zucht des ostpreußischen Pferdes in der Neuen Welt, die erst vor wenigen Jahren begonnen wurde, immer stärker intensiviert. Darum bemüht sich vor allem die Trakehner Assoziation, die deshalb im vergangenen Jahr mit einer starken Abordnung an der Sonderkörung und Herbstauktion Trakehner Hengste in Neumünster teilnahm.

Am Dienstag dieser Woche traten nun wieder drei Trakehner Zuchthengste und ein Vollblüter die weite Reise über den Ozean an: Der achtjährige Prälat, der sechsjährige Donetz, der dreijährige Morgenstrahl (bei der Herbstauktion unter der Nr. 95 als Moschus geführt) und der sechsjährige Snob. Prälat wird nach Florida und Snob nach Pennsylvanien gebracht. Die Hengste Donetz und Morgenstrahl gehen nach Virginia auf die 400 Morgen große Chestnut-Farm (50 Pferde) von Frau von Manteuffel. Sie kommen aus dem Gestüt Wennekath über Dahlenburg (bei Lüneburg). Der Transport erfolgte Dienstagnacht per Luftfracht von Frankfurt (Main) nach New York durch die auf Tiertransporte spezialisierte Spedition Kühne & Nagel, Hamburg, unter der fachkundigen Aufsicht der rührigen Ostpreußin Astrid Kwiedor-Gellersen. **HZ**

Viele Lesergenerationen begeistert

Die 46. Preußische Tafelrunde war dem westpreußischen Schriftsteller Max Halbe gewidmet

Pforzheim — Zum besinnlichen Jahresausklang hatte sich die bisher größte Gästezahl von 250 Zuhörern um die 46. „Preußische Tafelrunde" im Pforzheimer Hotel „Martinsbau" zusammengefunden in der Erwartung, Information und Interpretation zum Thema Max Halbe, dem erst 1944 in München verstorbenen bekannten Schriftsteller und Dramatiker aus dem Danziger Werder, durch die Tochter, Schauspielerin Anneliese Halbe, München, zu erleben.

So konnte Werner Buxa als Leiter dieser seit 1966 vierteljährlich stattfindenden Veranstaltungsreihe der landsmannschaftlichen Gruppe der Ost- und Westpreußen zur Pflege ostdeutschen Kulturguts wieder viele Bürger von nah und fern sowie namhafte Vertreter des öffentlichen Lebens begrüßen, unter ihnen Abgeordnete und Stadträte aller Fraktionen, den Pforzheimer Bürgermeister, Vertreter der Bundeswehr, der Kirche, von Behörden und Einrichtungen, großen Verbänden und befreundeten Landsmannschaften sowie Gäste aus Ulm, Stuttgart, Sindelfingen, Karlsruhe, Weinheim, Rastatt und Weinheim.

Breite Öffentlichkeitsarbeit

Nach dem Antrunk mit ‚Danziger Goldwasser' würdigte der Vorsitzende der Landesgruppe Baden-Württemberg, Erwin Seefeldt, Reutlingen, namens des Bundesvorstandes der Landsmannschaft Ostpreußen diese unentwegte und als vorbildlich dargestellte Leistung, durch die einer breiten Öffentlichkeit in anspruchsvoller Weise Leben und Wirken berühmter Söhne unserer entrückten Heimat gegenwärtig gemacht wird und überreichte eine Danziger Kunstmappe als Gastgeschenk. Nach Verlesung übersandter Grüße vom Oberbürgermeister und vieler Persönlichkeiten aus Politik, Verwaltung, Bundeswehr und dem Verbandsleben sowie eines Grußtelegramms aus Allenstein an die „Preußische Tafelrunde" vereinten sich die Gäste zu gemeinsamem Mahl mit Gänsebraten, Rotkohl, Äpfeln und Majoran, nach ostpreußischem Rezept schmackhaft zubereitet.

Mit großem Interesse erwartete man die Ausführungen und Lesungen der Referentin über ihren berühmten Vater, von dem man durch die den Einladungen beigelegten bebilderten Informationen schon wußte, daß er als Sohn eines Gutsbesitzers im Jahre 1865 in Güttland bei Danzig geboren, das Marienburger Gymnasium besuchte, in Heidelberg, Berlin und München studierte, dreiundzwanzigjährig freier Schriftsteller wurde und im Münchener Künstlerviertel Schwabing lebte. Mit Lovis Corinth, Frank Wedekind, Eduard Graf Kayserling und Gerhart Hauptmann verband ihn treue Freundschaft. Sein dichterisches Werk blieb befruchtet von der schwermütigen Weichsellandschaft, so daß seine Jugendwerke wie die später verfilmten Dramen „Jugend" und „Der Strom" seinen Erfolg und Ruhm begründeten.

Anschauliche Schilderungen

„Mutter Erde", „Scholle und Schicksal", „Erntefest", „Haus Rosenhagen", „Frau Meseck", „Jahrhundertwende", „Kaiser Friedrich II" und schließlich sein letzter und großer Danziger Opitz-Roman „Die Friedensinsel" ragen aus seinen Romanen, Bühnenwerken, Erzählungen und Novellen besonders heraus und haben bis heute viele Lesergenerationen begeistert. Seine anschaulichen Landschaftsschilderungen und seine kulturhistorisch interessanten, meisterhaft erzählten Biographien gehören zum besten ostdeutschen Schrifttum.

Als besondere Überraschung dieses Abends konnten die Besucher Original-Aufnahmen des Reichssenders Berlin aus dem Jahre 1938 hören, in denen Max Halbe selbst über sich und sein Werk erzählte. Zu einem seltenen Erlebnis wurde sodann der Auftritt seiner heute über siebzigjährigen einzigen Tochter, die nach kurzer Einführung und mitgebrachten Grüßen von der „Ost- und Westpreußen-Stiftung in Bayern" in eigenwilliger Art aus einer Selbstbiographie ihres Vaters und schließlich aus seinem letzten „Die Friedensinsel" las. Als sie endete, belohnte sie dankbarer Beifall, und der Vorsitzende der gastgebenden Landsmannschaft überreichte mit einem Blumenstrauß beziehungsreich eine Flasche ‚Danziger Goldwasser', das schon in Heinrich von Kleists „Der zerbrochene Krug" von dem Dorfrichter und in Lessings „Minna von Barnhelm" vom Wort als ein „veritabler Danziger, echter doppelter Lachs" gelobt wird. Es gab Gäste, die den Halbe-Hof in Güttland kannten und viele, die nun mit der Halbe-Tochter ein Gespräch suchten oder um ein Telegramm baten. **bx**



Ein vertrauter Anblick: Diese Elche entdeckte der Fotograf im tiefsten Rußland auf der Straße zwischen Jaroslawl und Kostroma, nordöstlich von Moskau Foto ap

Großes Fest im kleinen Nest

Starke Aktivität der literarischen Union Saarbrücken

Saarfels — Auf keiner deutschen Straßenkarte verzeichnet, unweit von Dillingen (Saar), war Saarfels das Ziel etlicher literarisch engagierter Bundesbürger. Aber auch aus der Schweiz, aus Luxemburg und Frankreich reisten Interessierte an. Es erschien sogar eine Delegation der chinesischen Handelsmission in der Bundesrepublik als Vertretung für den verhinderten taiwanischen Präsidenten der „Chinesischen Poets Association" Professor Dr. Tin-wen Chung.

Eingeladen zu dem literarischen Treffen hatte der Präsident der Literarischen Union e.V. Saarbrücken, Wolfgang Durben. Während der Veranstaltung wurde die vom Wittener Bildhauer Urban gestaltete Medaille „studiosis humanitas" an Professor Tin-wen Chung, in Empfang genommen durch Dr. Fang-Ku, an Professor Dr. Amado Yuzon, Manila, an Notar Wolfgang Marthaler sowie an Willy Braun (Wons-Verlag) verliehen.

Für seine internationalen Kulturbemühungen wurde der Kulturattachee des Europaparlamentes Dr. Domenico Morina geehrt. Die Gewinner des internationalen Lyrik- und Kurzprosawettbewerbes „Mauern" erhielten Preise und Urkunden. Anschließend lasen verschiedene Autoren aus den prämierten Texten.

Die aus Ostpreußen stammende, zu den freien Mitarbeitern des Ostpreußenblattes gehörende Dichterin und Schriftstellerin Tilly Boesche-Zacharow (die am 28. Januar ihr 50. Lebensjahr vollendet) ließ durch ihren Sohn das verlesene Manuskript versteigern. Der Erlös wurde als Jahresbeitrag für ein der Literarischen Union angehörendes Mitglied hinter dem eisernen Vorhang gespendet.

Der anschließend gezeigte Film „Hello Buruni" kam trotz technischer Schwierigkeiten beim Publikum gut an. Lediglich die blutrünstigen Jagdszenen hätte der anwesende Kameramann Heinz Rox-Schulz, in denen er selber fleißig agierte, weglassen können. Sie waren in diesem literarischen und von Humanität beflügelten Kreis unangebracht.

In einer kleinen Runde — das Philologen-Ehepaar Durben stellte sein Haus zur Verfügung — wurden bei exotischen Teesorten die Lesungen und Diskussionen bis zum grauenden Morgen fortgesetzt.

Die literarische Union Saarbrücken wurde vor über 20 Jahren von dem idealistischen Oberstudienrat Wolfgang Durben — selbst schriftstellerisch und graphisch tätig — ins Leben gerufen. Gemeinsam mit seiner aus Goldap stammenden Frau Maria Magdalena — die ebenfalls erfolgreich publiziert — gelang es ihm, der Gesellschaft eine die ganze Welt umspannende Bedeutung zu geben.

Das im Wons-Verlag erschienene Buch „Diagonalen" war das Geburtstagsgeschenk zum 20jährigen Bestehen der Literarischen Union. **Tbz**

Ostpreuße, 40/1,83, in gesi. Position, su. einf. Frau bis 45 J. Nur ernstgem. Zuschr. u. Nr. 80 151 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Ostpreuße, 59/1,80, ohne Anhang, selbständig, gut situiert, vermögend, naturverb., gesunde Lebensweise (Nichtraucher/Nichttrinker), su. Partnerin m. Niveau. Gleiche Interessen sind entscheidend. Zuschr. u. Nr. 80 154 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Angest. in fest. Position (Ruhrgebiet), 30/1,79, schlk., Nichtraucher, su. Lebensgefährtin. Bildzuschr. u. Nr. 80 100 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Bekanntschaften

Königsbergerin, 48/1,60, Gr. 44, gesch., berufstätig, „Gemütsmensch", aus gutem Hause, vielseitig interessiert, su. lieben Ehepartner (mögl. Akademiker). Zuschr. u. Nr. 80 128 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Dame, 51/1,63, ev., mittelblond, schlank, mö. gebild., zuverläss. Herrn entspr. Alters, mögl. Nichtraucher m. Wagen, Raum Holstein, kennenlernen. Zuschr. u. Nr. 80 131 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Alleinst., natürl., nette, symp. Dame m. Eigentum, n. ortsgebunden, 55/1,70, ev., mö. Herrn m. gutem Charakter und Position kennenlernen, der sich gleichf. nach harm. Zweisamkeit sehnt. Zuschr. u. Nr. 80 118 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

NRW. Herr, 34 J., öffent. Dienst, gut. Aussehen, su. nettes Mädel mit hausfraul. Eigenschaften. Bildzuschr. u. Nr. 80 127 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Ostpreuße, Witwer, 65 J., mit Wohnung, su. nette Frau zw. Wohngemeinschaft. Zuschr. u. Nr. 80 133 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Witwer, 68 J., Ostpreuße, su. alleinstehende Partnerin für gemeins. Lebensabend, mögl. Niedersachsen. Bildzuschr. u. Nr. 80 152 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamb. 13.

Verschiedenes

SCHWEDENKRÄUTER werden in Schnaps angesetzt, sie haben sich bei über 40 Beschwerden bestens bewährt. Gegen 20 DM im Brief, oder gegen Nachnahme erhalten Sie die Kräuter vom ROLAND-VERSAND, Postf. 681, 7410 Reutlingen 1, Beschreibung liegt bei.

Seeshaupt, 50 m vom Starnberger See vermiete ich ab Sommer 78 3-Zi.-Wohnung, Küche, 2 Kammern, Öl-Hzg., gefl. Bad, WC, ca. 70 qm mit gr. Gartenanteil an ehrl., rüstiges Ehepaar, Ostpreußen bevorz. Miete nach Vereinbarung. Zuschr. u. Nr. 80 175 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Einsame Ostpreußin in den Sechzigern wü. sich viel Post im neuen Jahr. Zuschr. u. Nr. 80 089 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Ält. Ostpr., Hamburg 70, sucht **Hausfrau,** eig. Zi. steht z. Verfügung, Tel. (0 40) 68 25 33, ab 18 Uhr.

Wer führt rüstigem, ostpreußischem Rentner den Haushalt?

Eigene Wohnung in schönem Einfamilienhaus in ländl. Gegend Schleswig-Holsteins.

Zuschr. u. Nr. 80 173 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamb. 13.

80 Jahre wird am 25. Januar 1978 unsere liebe Mutter

Berta Weissenberg
geb. Mann
aus Schanzenort, Kr. Ebenrode

jetzt 5561 Gransdorf (Eifel)
Oberkailerstraße 6

Es gratulieren herzlich und wünschen alles Gute und Gottes Segen
IHRE KINDER, ENKEL UND URENKEL

Nach einem aufopferungsvollen Leben ist nach längerer Krankheit mein lieber Mann, unser herzensguter Vater, Schwiegervater und Opa, mein Bruder, unser Schwager und Onkel

Franz Salamon
* 11. 11. 1900
Skomanten, Kreis Lyck
† 15. 12. 1977
Wermelskirchen

sanft entschlafen.

In stiller Trauer
im Namen
aller Angehörigen
Marta Salamon

Schumannstraße 19
5632 Wermelskirchen



Fern der Heimat mußt' ich sterben,
die ich, ach, so sehr geliebt,
ich bin jetzt heimgegangen,
dort, wo es den Schmerz nicht gibt.

Am 22. Januar 1978 nahm Gott der Herr nach kurzem Leiden meine liebe Frau, meine gute Mutter und Schwiegermutter, unsere liebe Großmutter, Schwester, Schwägerin und Tante, Frau

Helene Charlotte Brock (Brokowski)
geb. Ritzki
in Königsblumenau, Pr.-Holland

im Alter von 73 Jahren für immer zu sich.

In stiller Trauer
Ernst Brock (Brokowski)
Kurt und Brigitte Müller, geb. Brock
sowie Enkel Ulrich und Burkhard
und alle Angehörigen

Letzter Wohnsitz in Jankendorf, Kreis Pr.-Holland (Ostpr.)
2000 Wedel (Holstein), Gärtnerstraße 23

Wir geleiteten unsere liebe Entschlafene im Januar 1978 auf den Friedhof in Wedel zur letzten Ruhe.

Else Ueckert
geb. Czerwinski
* 30. 6. 1889 † 7. 1. 1978
aus Sensburg, Ostpreußen

In stiller Trauer und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von unserer lieben Mutter, Schwiegermutter und Großmutter, unserer Schwester und Tante.

Liselotte Dormann, geb. Ueckert
Gertraud Ueckert
Hans-Joachim Ueckert und Frau Ruth
geb. Döring
Volker, Silke
und Angehörige

2800 Bremen, Alexanderstraße 9—10
Altmannstraße 20/22
Lübeck, Bad Schwartau

Die Trauerfeier war am Donnerstag, dem 12. Januar 1978, um 11 Uhr im Beerdigungs-Institut.



Nach einem erfüllten Leben voller Liebe und Güte für ihre Familie entschlief im 97. Lebensjahr meine liebe, gute Mutter, und Schwiegermutter, unsere über alles geliebte Omi, unsere liebe Schwester, Schwägerin und Tante

Emilie Jakubzik
geb. Matheyka
aus Nikolaiken, Ostpreußen

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied.

Im Namen aller Angehörigen
Hildegard Wiemer, geb. Jakubzik
Paul Wiemer

4600 Dortmund 30, den 5. Januar 1978
Syburger Kirchstraße 10
Die Beisetzung fand am 10. Januar 1978 auf dem Waldfriedhof in Dortmund-Syburg statt.

FAMILIEN-ANZEIGEN

Wir freuen uns von Herzen über die Geburt unseres vierten gesunden Sohnes

Friedrich Heinrich
Siegfried

Christoph v. der Hagen
Stölln
Elisabeth v. der Hagen
geb. Freiin v. der Goltz
Gr. Bestendorf (Ostpr.)
2160 Stade-Wiepenkathen
24. Dezember 1977
Logerweide 23 b

70 Jahre wird am 22. Januar 1978 Frau

Eva Gumbert
verw. Hoerner
geb. Pustolla
aus Königsberg (Pr)
jetzt Ramdohrstraße 32
2800 Bremen 1

Zu ihrem Ehrentage gratulieren:
ihr Mann, alle Angehörigen im Lande und insbesondere ihr Sohn Günter, ihre Schwiegertochter Alice und Großsohn Wolfgang aus Liverpool (Australien).
Alle wünschen weiterhin alles Gute und noch viele Jahre in bester Gesundheit.

75 Jahre wurde am 14. Januar 1978

Hermann Matteikat
aus Waldhufen, Kr. Schloßberg
(Ostpreußen)

jetzt 4770 Soest, Geseker Str. 12

Es gratulieren
SEINE FRAU MARTA
SOHN DIETRICH
SCHWIEGERTOCHTER
UND ENKELKINDER

Seinen 60. Geburtstag feiert am 19. Januar 1978 das ostpreußische „Jungche"

Hans-Werner Engel
aus Königsberg (Pr), Auf den Hufen
ehemaliges Mitglied des Königsberger Ruderclubs

Es gratuliert Dir herzlichst und wünscht alles Liebe, Glück und Gesundheit
Deine „Pommersche Gans"
ANNEMARIE ENGEL, geb. Reetz

2000 Hamburg 65, Kreienhoop 156

Meine Zeit steht in Deinen Händen.
Ps. 31, 16

Gott der Herr rief am 16. Dezember 1977 unsere liebe Tante

Minna Endrikat
geb. Naumilkat
aus Dudenwalde, Kreis Schloßberg

im Alter von 78 Jahren zu sich.

Sie folgte ihrem Mann, unserem lieben Onkel

Gustav Endrikat
geb. 6. 4. 1894 in Kiesfelde
gest. 18. 12. 1975 in Großmühlingen

Im Namen aller Angehörigen
Anne-Marie Rahlf
3560 Biedenkopf
Breslauer Straße 40

Die Beerdigung fand am 22. Dezember 1977 in Großmühlingen statt.

Anschrift der Schwester:
Ida Pluskat, Schloßstraße 10, DDR-3301 Großmühlingen

Nach langer, schwerer Krankheit verstarb fern ihrer unvergessenen ostpreußischen Heimat unsere Mutter

Minna Waltereit
geb. Bockhorn
geb. 17. 6. 1900 gest. 7. 1. 1978
aus Schloßbach, Kreis Ebenrode

In stillem Gedenken
Rotraut Peckholz, geb. Waltereit
Hans Peckholz

3501 Fuldatal 1, Niedervellmarsche Straße 46 a

Die Beisetzung fand am 13. Januar 1978 in Bad Oeynhausen, Friedhof Werste, statt.

Fürchte dich nicht,
denn ich habe dich erlöst,
ich habe dich bei deinem Namen gerufen,
du bist mein. Jes. 43, 1

Gott der Herr nahm heute nach längerer Krankheit, fern ihrer geliebten, unvergessenen Heimat unsere liebe Mutter, Schwiegermutter und Großmutter, Frau

Gertrude Krause
geb. Will
aus Borschimmen, Kreis Lyck

im Alter von fast 85 Jahren zu sich.

In stiller Trauer
Christa Schulz, geb. Krause
Hans-Joachim Schulz
Angelika und Petra

Eschenbergweg 3, den 14. Januar 1978
5220 Waldbröl

Fern ihrer geliebten Heimat entschlief nach einem arbeitsreichen und erfüllten Leben unsere liebe Tante

Maria Ritter
geb. Klee

im Alter von 89 Jahren.

In stiller Trauer
Gretel Busson, geb. Klee

7771 Frickingen, den 18. Dezember 1977

Am 20. Dezember 1977 haben unsere lieben Eltern und Großeltern

Paul und Paula Stobbe
aus Loye, Elchniederung

das Fest der goldenen Hochzeit gefeiert.

Es gratulieren herzlich und wünschen weiterhin beste Gesundheit
DIE KINDER
UND ENKELKINDER

2077 Trittau
Breslauer Straße 11



Im 77. Lebensjahr entschlief nach schwerem, mit großer Geduld getragenem Leiden am 11. Dezember 1977 unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Groß- und Urgroßmutter

Helene Marwinski
geb. Austinat
aus Gerdauen, Ostpreußen

In stiller Trauer
Familie Manfred Marwinsky
Familie Charlotte Odermatt
geb. Marwinsky
Familie Erna Lassek
geb. Marwinsky
Familie Gretel Wünschel
geb. Marwinsky
Familie Hilde Spetta
geb. Marwinsky
Familie Ilse Prechtel
geb. Marwinsky

Kleinfeldstraße 14
6721 Schwegenheim

80 Jahre

Am 22. Januar 1978 wird unsere liebe Mutter, Schwiegermutter und Omi

Maria Pokern
geb. Fischer
aus Bollgehnen, Kr. Samland
80 Jahre alt.

Es gratulieren recht herzlich und wünschen alles Gute und Gottes Segen
ihre drei Töchter,
Schwiegersöhne
sowie die Enkel
Andreas und Stefan
5000 Köln 21
Siegburger Straße 179

Am 27. Dezember 1977 entschlief fern von ihrer so sehr geliebten Heimat unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Oma, Schwägerin und Tante

Anna Pahlke
geb. Zander
aus Lauck, Kreis Pr.-Holland

im 83. Lebensjahr.

In stiller Trauer
Heinz Baum und Frau Waltraut
geb. Pahlke
Willi Arndt und Frau Christel
geb. Pahlke
Horst, Irmtraud und Manfred
als Enkelkinder

x 59 Eisenach (Thüringen), Friedenstraße 23

Margarete Jagusch
geb. Lindemann
* 9. 8. 1885 † 4. 1. 1978
aus Allenstein

Unsere liebe Oma starb an den Folgen eines Schlaganfalles, den sie im November 1977 erlitt.

Wir haben sie am 10. Januar 1978 in Fürstenfeldbruck zu Grabe getragen.

Im Namen aller Angehörigen
Ilse Raßmann, geb. Jagusch

6200 Wiesbaden, Am Eichelgarten 2

Der Glaube tröstet, wo die Liebe weint.

Wir trauern um unsere liebe, herzensgute Mutter, Schwiegermutter und Oma

Anna Hellmig

geb. Golz

geb. 8. 10. 1893 gest. 10. 11. 1977

aus Lindenau, Kreis Gerdauen (Ostpreußen)

Habe Dank für alle Liebe und Güte.

In stiller Trauer

Martha Keding, geb. Hellmig
und Günter Hellmig
sowie alle Angehörigen

3411 Katlenburg Lindau 3, Sackstraße 16

Unsere liebe Tante, meine getreue Schwägerin

Else Foellmer

* 9. 11. 1905 in Königsberg (Pr)

ist am 8. Januar 1978 nach kurzer, schwerer Krankheit gestorben.

Im Namen aller Hinterbliebenen

Harald Foellmer
Hilde Riechers, verw. Voellmer

Alte Landstraße 261, 2000 Hamburg 65

Die Beerdigung hat stattgefunden.

Unser lieber Bruder und Schwager

Hermann Ostwald

geb. 15. 4. 1894 gest. 6. 1. 1978

aus Weidenberg, Kreis Tilsit-Ragnit

wurde von langer Krankheit erlöst.

In stiller Trauer

Rudolf Ostwald und Frau Paula
geb. Redetzki

2201 Ellerhoop, den 13. Januar 1978
Thiensener Weg

Die Beerdigung fand am Mittwoch, dem 11. Januar 1978, statt.

Es ist bestimmt in Gottes Rat,
daß man vom Liebsten
das man hat muß scheiden.

Nach schwerer Krankheit ist mein lieber Mann und guter Lebenskamerad nach fast 32jähriger Ehe entschlafen.

Karlheinz Malewski

geb. 11. 3. 1916 gest. 13. 1. 1978
Allenstein (Ortelsburg) Hamburg

In Liebe und Dankbarkeit

Hildegard Malewski, geb. Kronfeld
und Angehörige

2000 Hamburg 70, Nordmarkplatz 2

Inquietum est cor nostrum donec requiescat in te. (Augustinus)

Studienrat i. R.

Gerhard Weichert

geb. 14. September 1886 in Wormditt, Ostpreußen
gest. 6. Januar 1978 in Werl (Westfalen)

ist für immer von uns gegangen.

Um ein Gebet für den lieben Verstorbenen bitten:

Meta Weichert, geb. Callies
Lothar Weichert und Frau Brigitte, geb. Peters
Gregor Weichert und Frau Annie, geb. Gicquel
Caroline, Valentin, Klaus

4760 Werl, Solingen, Soest, den 6. Januar 1978
Salinenring 63

Das Seelenamt war am Dienstag, dem 10. Januar 1978, um 14 Uhr in der Pfarrkirche St. Norbert zu Werl; anschließend fand die Beerdigung von der Friedhofskapelle aus statt.
Das Totengebet für den Verstorbenen war am Montag, dem 9. Januar 1978, um 20 Uhr in der Pfarrkirche St. Norbert.

Fern seiner geliebten Heimat hat Gott plötzlich und unerwartet meinen lieben Mann, unseren treusorgenden Vater

Walter Schultz

* 12. 11. 1901 † 11. 1. 1978

aus Königsberg (Pr), Am Stadtgarten 45

heimgerufen.

In stiller Trauer

Herta Schultz, geb. Donde
Christa Zuber, geb. Schultz
Wolfgang Schultz
und Anverwandte

8000 München 90, Brehmstraße 26

Die Beerdigung fand am 16. Januar 1978 in München, Ostfriedhof, statt.

Für uns unfaßbar, entschlief gestern abend mein lieber Vater und Großvater, unser Bruder, Schwager, Onkel und Freund, der

Kaufmann

Ulrich Magdalinski

* 4. September 1907 † 26. Dezember 1977
Hohenstein (Ostpreußen) Gütersloh (Westfalen)

In stiller Trauer

Volker Magdalinski
und Angehörige

4830 Gütersloh 1, den 27. Dezember 1977
Ostergarten 2



Zum Gedenken meiner Lieben

Bäcker- und Conditormeister

Ferdinand Grube

* 29. 5. 1891 † Januar 1945

Marie Grube

geb. Brosowski

* 27. 2. 1897 † 24. 1. 1975

Ferdinand Grube

* 25. 12. 1935 † 3. 1. 1977

zuletzt wohnhaft in Mohrungen, Markt 14

Annemarie Stick, geb. Grube
und Angehörige

2200 Elmshorn, Mathias-Kahlke-Promenade 3

Gott der Herr erlöste nach langer Krankheit, fern seiner unvergessenen Heimat meinen lieben Mann, Vater, Schwiegervater, Groß- und Urgroßvater, Bruder, Schwager und Onkel

Wilhelm Hübner

geb. 27. 2. 1901 gest. 3. 1. 1978

aus Sperlings — Königsberg (Pr)

Frau Anna Hübner und Kinder

2819 Morsum Nr. 100, Kreis Verden (Aller)

Still und ohne Klagen
hast du dein Leid ertragen,
nun schlafe wohl in Ewigkeit.

Viel zu früh, für uns alle unerwartet, verschied nach kurzer, schwerer Krankheit mein innigstgeliebter Mann, unser herzensguter Vati und Schwiegervater, lieber Opa, mein lieber Sohn, unser guter Bruder, Schwager und Onkel

Rudolf Thulke

geb. 21. 10. 1916 gest. 16. 12. 1977

aus Insterburg, Jordanstraße 47

In tiefer Trauer

Lotte Thulke, geb. Köhler, Ellrich
Detlef Ziehn und Frau Monika, geb. Thulke
mit Klein-Beatrice
Rolf Thulke und Frau Petra, geb. Fliegel
Erna Thulke, geb. Werner
7000 Stuttgart 70, Hadäckerstraße 4
Sofie Kaiden, geb. Thulke
und Nichten Marlis, Renate und Regina Schulz
Joachim Thulke und Familie
Bad Mergentheim
Heinz Köhler und Familie, Sangerhausen
Armin Thulke und Familie, Eislingen

Die Trauerfeier fand am 21. Dezember 1977 in Ellrich statt.

Mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegervater, Opa, Bruder, Schwager und Onkel

Ernst Mai

aus Rausensee, Kreis Angerburg

wurde heute im 76. Lebensjahr von seinem langen, schweren Leiden erlöst.

In stiller Trauer

Frieda Mai, geb. Botzki
Erika Pagel, geb. Mai
mit Christina, Heiko und Sabine
Ernst Prager und Frau Brigitte
geb. Mai
mit Sönke und Antje
Hildegard Bock, geb. Mai
mit Carsten und Holger
sowie alle Verwandten

2362 Wahlstedt, 12. Januar 1978
Emil-Nolde-Weg 4

Die Beerdigung fand am Mittwoch, dem 18. Januar 1978, in Wahlstedt statt.



Wir trauern um den Stadtvertreter der Stadtgemeinschaft Tilsit

Dr. Fritz Beck

Treue und Liebe zur ostpreußischen Heimat bestimmte seinen Einsatz für unsere Landsleute.

Über 16 Jahre hatte ihn das Vertrauen der Tilsiter in die Aufgabe des Stadtvertreters gestellt.

Wir gedenken seiner in Dankbarkeit.

Der Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen

Prengel Bock Poley

Am 11. Januar 1978 verstarb völlig unerwartet unser

1. Vorsitzender

Dr. med. Fritz Beck

Er gehörte zu den Mitbegründern
der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V.

Als gebürtiger Tilsiter setzte er sich in unermüdlicher Arbeit, neben seiner Tätigkeit als praktischer Arzt, nicht nur für die Belange der Tilsiter, sondern auch für alle Heimatvertriebenen ein.

Für diesen Einsatz gebührt ihm Dank und Anerkennung. Sein Name wird mit der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V. immer in Verbindung bleiben.



Stadtgemeinschaft Tilsit e. V.

Bruno Lemke, 2. Vorsitzender — Rudolf Suttkus, Geschäftsführer

---

Wir trauern um

Johannes Kluczinski

* 29. 3. 1906 † 8. 1. 1978

Unser liebevoller Vater und guter Opa hat uns heute für immer verlassen.

Wir werden ihn sehr vermissen.

Henry Lüers und Frau Gisela
geb. Kluczinski
Uwe Schäffer und Frau Brigitte
mit Thomas und Margaritha

2000 Hamburg 73, Am Lehmberg 29

Die Beerdigung hat auf dem Friedhof Hamburg-Rahlstedt stattgefunden.

STATT KARTEN

Nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief heute unser lieber Bruder, Schwager und Onkel

Georg Horn

im Alter von 70 Jahren.

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen

Charlotte Kirsch, geb. Horn

3167 Burgdorf, den 11. Januar 1978
Kurzer Weg 3

Die Beerdigung fand am Montag, dem 16. Januar 1978, um 11 Uhr von der Kapelle des Stadtfriedhofes, Depenauer Weg, aus statt.

Teil III:

Rußland zwischen „Weiß" und „Rot"

VON DR. ALFRED SCHICKEL

Im August 1921 nahm die „Fernöstliche Republik" offiziell Verhandlungen sowohl zu Moskau als auch zu Tokio auf und unterstrich auf diese Weise ihre staatliche Selbständigkeit. Während die sowjetrussische Regierung die „Fernöstliche Republik" zunächst anerkannte und als Pufferstaat zum expansionistischen Japan betrachtete, führten die Gespräche mit der japanischen Regierung zu keinem befriedigendem Ergebnis. Mit der Zeit setzte ein immer stärker werdender Druck Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika auf Japan ein, der die Tokioter Regierung veranlassen sollte, ihre Truppen wieder vom russischen Festland abzuziehen. In direkten Verhandlungen mit einem Vertreter der sowjetischen Regierung erklärte sich Japan schließlich bereit, seine Streitkräfte aus dem Amur-Gebiet und der weißgardistischen Küstenrepublik zu evakuieren. Als die letzten japanischen Truppen im Oktober 1922 das Festland verließen, brach mit ihrem Abzug die Herrschaft der „weißen" Regierung in Wladiwostok zusammen. Die Küstenrepublik schloß sich der „Fernöstlichen Republik" an, welche von nun an den gesamten Raum zwischen Baikal-See und Pazifik umfaßte. Doch waren auch deren Tage gezählt; denn mit dem Rückzug der japanischen Truppen entfiel für diesen Pufferstaat jede weitere Existenzgrundlage. Die Moskauer Regierung wußte ihren Einfluß in der Volksvertretung der „Fernöstlichen Republik" dahin zur Wirkung zu bringen, daß diese am 10. November 1922 die Auflösung des Staatswesens und seine Eingliederung in die Russische Sowjetrepublik verkündete.

Ging die Inbesitznahme der fernöstlichen Gebiete Sibiriens durch die sowjetrussische Regierung im wesentlichen unblutig vor sich, wobei die bolschewistische Rote Armee kaum in Erscheinung zu treten hatte, so mußten die Bolschewiken im Westen und Süden Rußlands im Jahre 1920 und 1921 noch gewaltige militärische Anstrengungen aufbieten, um ihre Herrschaft durchzusetzen und zu festigen. Zunächst wandten sie sich gegen die von den Engländern mit Waffen unterstützten Weißgardisten in Turkmenien und Buchara, wo es ihnen schließlich im Jahre 1920 gelang, die Oberhand zu gewinnen.

Ebenso hatte die sowjetische Rote Armee unter der Führung von Grigorij Grdschonikidse in Armenien und Aserbaidschan Erfolg. Lediglich in Georgien konnten sich die antibolschewistischen Kräfte noch eine Zeit lang behaupten. Hier war mit Hilfe der Briten ein Menschewistisches (sozialistisches) Kabinett ans Ruder gelangt, das einen engen Kontakt zu den westeuropäischen Staaten, besonders zu den Ententemächten (Frankreich, England und ihre europäischen Verbündeten), unterhielt. Führende Mitglieder der Sozialistischen Internationale wie Karl Kautsky, Emile Vandervelde und Ramsy McDonald statten im September 1920 Tiflis einen Besuch ab. Im Januar 1921 wurde Georgiens staatliche Unabhängigkeit sogar vom „Obersten Alliierten Rat" in Paris de jure anerkannt. Lenin fürchtete nun, daß Georgien als eine Art Brückenkopf einer erneuten alliierten Intervention dienen könnte und gab den Befehl, nachdem die Rote Armee im Westen wie im Osten freie Hand gewonnen hatte, dieses letzte, ernst zu nehmende antibolschewistische Widerstandszentrum zu liquidieren.

Am 21. Februar 1921 überschritten Einheiten der Roten Armee die armenisch-georgische Grenze und eroberten vier Tage später die Hauptstadt Tiflis. Eine Georgische Sowjetrepublik wurde proklamiert und der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken (UdSSR), wie man das kommunistische Rußland bald nennen wird, einverleibt. Damit war die Sowjetregierung in Moskau im unangefochtenen Besitz des gesamten kaukasischen Raumes. Die großen militärischen Auseinandersetzungen des russischen Bürgerkrieges schienen beendet. Lediglich versprengte Gruppen und Banden machten im Süden das Land noch etwas unsicher. Darüber berichtet der spätere Sowjetmarschall Georgi K. Schukow, in seinen „Erinnerungen und Gedanken":

„Im Sommer 1921 liquidierten die Verbände unter Uborewitsch mit aktiver Unterstützung der einheimischen Bevölkerung auch die Trupps (der Bandenführer) Waska Karas und Boguslawski bei Nowochopersk. Mit diesen Leuten hatte es viele, sehr schwere Kämpfe gegeben ... Ausgang des Sommers 1921 wurden auch die Splittergruppen, die im Gouvernement Tambow verstreut waren, endgültig aufgerieben. Wir hatten die Aufgabe, sie schnellstens zu vernichten. Meine Schwadron sollte die 150-Säbel-starke Swerew-Bande zerschlagen. Sie wurde rasch aufgespürt und verfolgt. Die Kräfte der Banditen ließen nach. Kurz vor einem Wald konnten wir die Bande einholen und angreifen. Binnen einer Stunde war die Aktion beendet, die Bande liquidiert ..."

Ungeachtet dieser Scharmützel waren sich die Bolschewiken ihres Erfolges bereit im Spätherbst 1920 sicher, als sie im November 1920 in Moskau ein großes Siegesfest feierten, bei welchem der Gründer und Oberbefehlshaber der Roten Armee, Leon Trotzkij, und der erfolgreiche Verteidiger der Stadt Zarizyn, Josef Stalin, mit dem Orden der „Roten Fahne" ausgezeichnet wurden.

Lenin war in diesem blutigen Ringen, das rund vier Millionen Menschen das Leben gekostet hat, Sieger geblieben. Er konnte seine Herrschaft behaupten und konsolidieren.

Dennoch kam es Anfang 1921 noch zu einer ernsthaften Krise, welche Lenins Prestige schweren Schaden zufügen konnte. Im Ausgangsort der Kommunistischen Oktober-Revolution, in Petersburg, brachen im Februar 1921 Streiks aus, als infolge der allgemeinen Notlage die Rationen der Arbeiter in den Betrieben gekürzt wurden. Dazu kam eine weit verbreitete politische Unzufriedenheit und Enttäuschung der Arbeiterschaft mit den sehr problematischen Errungenschaften der Revolution.

Als Rufe laut wurden, welche die Absetzung der Sowjetregierung forderten und eine verfassunggebende Versammlung verlangten, schritt die Rote Armee mit Waffengewalt gegen die streikenden und demonstrierenden Arbeiter ein. Das Eingreifen der bewaffneten Macht veranlaßte wiederum die vor Petersburg liegenden Marineeinheiten, sich der Anliegen der Arbeiter anzunehmen. Auf einem revolutionären Treffen der Matrosen von Kronstadt am 1. März 1921 wurde den Demonstranten und Streikführern die „Anteilnahme der Marine" zum Ausdruck gebracht und einen Tag später, am 2. März, eine allgemeine Versammlung abgehalten, auf welcher schwere Anklagen gegen die bolschewistische Diktatur vorgebracht wurden. Zugleich ließen die Matrosen den kommunistischen Kommissar der Ostseeflotte Kusmin und den Vorsitzenden des Kronstädter Exekutivkomitees Wasiljew verhaften. An ihrer Stelle übernahm ein „Provisorisches Revolutionskomitee" die Macht, dessen publizistisches Organ, „Die Nachrichten des revolutionären Komitees", den Bürgerkrieg eine „dreijährige blutige Zerstörungsarbeit der Kommunisten" nannte und von „Grausamkeiten, welche die Bolschewisten in ganz Rußland verübt haben", sprach. Wichtiger als dieses Anklagen waren die politischen Forderungen, welche die Matrosen von Kronstadt aufstellten. Zu ihnen gehörten:

Geheime Neuwahlen bei voller Agitationsfreiheit, Rede- und Pressefreiheit, unumschränkte Versammlungsfreiheit, keine Abdelegierung von Parteivertretern an staatliche und militärische Stellen, Aufhebung der Handelsbeschränkungen, freies Handwerk und freie Kleinindustrie, freies lebendes Inventar für die Bauern und Gleichheit der Lebensmittelrationen für alle Menschen.

Die Parolen „Befreiung von der Gewaltherrschaft der Bolschewisten" oder „frei gewählte Vertreter" waren eindeutig gegen das bestehende Regime in Petersburg und Moskau gerichtet und konnten dort nicht überhört werden.

Um die Entwicklung steuern zu können, handelte Lenin unverzüglich. Er entsandte zunächst den auch bei den Matrosen nicht unpopulären Parteifunktionär Michail Iwanowitsch Kalinin als Unterhändler nach Kronstadt. Dieser berief dort eine Versammlung ein und versuchte die aufständischen Matrosen zu beschwichtigen, was ihm jedoch nicht gelang. Nachdem dieser Vermittlungsversuch gescheitert war, griff Lenin zu militärischen Mitteln. Er schickte Truppenverstärkung unter dem Befehl von General Tuchatschewski nach Petersburg, um den Aufstand der Matrosen mit Waffengewalt niederschlagen zu lassen. Der Kriegskommissar und Oberbefehlshaber der Roten Armee, Leon Trotzkij, traf ebenfalls in Petersburg ein und erließ den Tagesbefehl, in welchem er forderte, daß die Rebellen einzeln „wie Enten auf dem Teich" erschossen würden, wenn sie sich nicht ergäben. Der Kampfesmut der Kronstädter Matrosen wurde durch diese Drohungen jedoch nicht beeinträchtigt, im Gegenteil. Einzelne Offiziere verlangten sogar offensive Operationen gegen die Rote Armee in Petersburg. Die Masse der Matrosen lehnte diesen Vorschlag aber ab, um unnötiges Blutvergießen in der Bevölkerung zu vermeiden. Sie rechneten vielmehr damit, daß sich die Arbeiter und Soldaten Petersburgs erheben würden und zu ihnen überliefen.

Um die rebellischen Matrosen noch vor der Schneeschmelze angreifen zu können, mußte Tuchatschewski den sofortigen Angriff auf Kronstadt vorbereiten. Am Abend des 7. März 1921 gab er schließlich den Befehl, mit schwerer Artillerie die Stellungen der Matrosen unter Beschuß zu nehmen. Wenig später setzt bei heftigem Schneesturm der Angriff der durch Schneehemden getarnten Landtruppen über das Eis ein. Das Kronstädter Komitee rief seine Anhänger zum Endkampf auf. Durch aufgefangene Funksprüche wurde die ganze Welt zum Zeugen des heroischen Widerstandes.



Brach den verzweifelten Widerstand der Matrosen in Kronstadt: General Tuchatschewski, hier mit Reichspräsident von Hindenburg in den dreißiger Jahren bei Manövern der Reichswehr Foto Ullstein

Auf den Kehrichthaufen der Weltgeschichte geworfen

Die Kronstädter Garnison bestand damals aus insgesamt 14 000 Mann, davon rund 10 000 Matrosen. Sie hatte eine verhältnismäßig breite Front zu verteidigen. Zehn Tage und Nächte konnten sie sich unter ihrem Befehlshaber General Koslowski gegen mehrfache Übermacht erfolgreich verteidigen. Die Begeisterung der Kämpfer von Kronstadt teilte sich den an der gegenüberliegenden Küste in Oranienbaum stationierten Regimentern mit, die sich den aufständischen Matrosen anschlossen. Aber die Meuterei wurde sogleich durch eilig herbeigeholte Einheiten der Geheimpolizei blutig unterdrückt.

In der Nacht zum 16. März 1921 setzte General Tuchatschewski schließlich zum Endsturm auf Kronstadt an. Zum Feuer der Küstenbatterien gesellten sich die Bomben, die von Flugzeugen auf die Stellungen der Kronstädter abgeworfen wurden. Der Endkampf war unbeschreiblich erbittert, da sich die Matrosen mit letzter Entschlossenheit schlugen. Am Morgen des 18. März 1921 verstummten die letzten Maschinengewehre. Der Widerstand war zusammengebrochen, die letzten überlebenden Rebellen wurden von Exekutivkommandos erschossen oder in Straflager deportiert.

Ein Teilnehmer am Kampf um Kronstadt bekannte später: „Ich bin fünf Jahre im Krieg gewesen, aber ich kann mich an ein derartiges Gemetzel nicht erinnern."

Lenin und die Bolschwiken hatten endgültig gesiegt.

Über die Gründe der Niederlage der „Weißen" schreibt der Historiker Valentin Gitermann:

Ihr Mißerfolg läßt sich unschwer verstehen. In der Ideologie einer überlebten Vergangenheit befangen, waren sie unfähig, die treibenden Kräfte der Revolution, die dringendsten Bedürfnisse und die sozialen Hoffnungen des Volkes auch nur zu erkennen. Sie propagierten die Restauration des Zarismus und jener Gesellschaftsordnung, die in ihm ihren Ausdruck gefunden hatte. Sie begriffen nicht, daß es längst an der Zeit war, auch die letzten Reste feudaler Institutionen zu liquidieren. Sie setzten sich stur für die Wiederherstellung des Großgrundbesitzes ein und wurden deshalb, nach Hegels Ausdruck ‚auf den Kehrrichthaufen der Weltgeschichte' geworfen."

Und was den Bolschewiken zum Siege verhalf, faßt der Geschichtsschreiber des russischen Bürgerkrieges, Georg von Rauch, in die Worte: „Die Bolschewisten hatten es verstanden, ein gut abgstimmtes Zusammenspiel zwischen der rationalistischen Doktrin ihrer Führung und dem chaotischen Unterbewußtsein der Massen herzustellen. Die lapidar-einfachen Leitsätze ihres Programms, unterstützt durch eine ungehemmte Anwendung von Gewalt- und Terrormethoden, taten das ihre, um den Erfolg herbeizuführen. Hinzu trat das Zwiespältige Moment der innigen Verknüpfung von Bürgerkrieg und Intervention. Die Unterstützung der Weißen war, seitdem die Kreuzzugideen vom Winter 1918/19 aufgegeben wurden, zu schwach, um zu entscheidenden Erfolgen zu führen."